

Fossilierung – von der Funktion zur Form.

Herausgegeben von Frank Buschmann, Laura Hofmann,
Melanie Ritter und Christina Gierschick

Fossilierung – von der Funktion zur Form

Beiträge einer studentischen Tagung des
Instituts für Germanistik an der Universität
Leipzig

Herausgegeben von Frank Buschmann, Laura Hofmann, Melanie
Ritter und Christina Gierschick

Universität Leipzig, 2016

Text gesetzt mit L^AT_EX

Veröffentlicht über Qucosa unter:
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-201935>

Die Publikation ist unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0) veröffentlicht. Der Lizenztext ist einsehbar unter:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/legalcode>



Vorwort

Anlass der studentischen Tagung »Den Pfad rückwärts gehen«, die vom 11.12.2014 bis 12.12.2014 an der Universität Leipzig stattgefunden hat und die der vorliegende Sammelband dokumentiert, war die Betrachtung verschiedener Erscheinungsformen des Sprachwandels, besonders im Hinblick auf pragmatische Prinzipien.

Der Tagung ging das Projektseminar »Fossilierung – von der Funktion zur Form« voraus, welches von Prof. Dr. Frank Liedtke geleitet und für Studentinnen und Studenten der Masterstudiengänge Germanistik und Lehramt Deutsch angeboten wurde. Zu den vortragenden Personen gehörten neben Leipziger Master-Studierenden auch Promovierende und DozentInnen, die ihr Forschungsfeld präsentierten.

Im vorliegenden Sammelband wurden neben den Beiträgen der studentischen Tagung auch Aufsätze, die im Rahmen des Seminars entstanden sind, aufgenommen, sodass die Zusammenstellung der Beiträge eine gewisse inhaltliche Vielfalt repräsentiert.

Den thematischen Einstieg bildet FLORIAN EIBS Aufsatz zur »Grammatikalisierung und Pragmatik«. In dem Aufsatz wird der Sprachwandel im allgemeinen Sinne aus pragmatischen Theorien abgeleitet. Es werden motivationale und sprachsystematische Tendenzen für Sprachwandel erläutert, wobei das Zusammenspiel wechselseitiger Erwartungen von Partnern in einer Kommunikationssituation als zu Grunde liegend angenommen wird. Der Sprachwandelprozess der Grammatikalisierung wird einführend dargestellt und fokussiert.

Der Germanistikstudent MICHAEL REINKE, der seinen Studienschwerpunkt im Bereich der Literaturwissenschaft wählte, stellt im Zusammenhang von »Grammatikalisierung und Sprachwandel« die Theorie der »unsichtbaren Hand« des Linguisten Rudi Keller vor, welche ein grundlegendes Modell zum Sprachwandel bildet.

Die meisten der sich anschließenden Aufsätze konzentrieren sich auf die Bereiche von Metapher und Metonymie. Die Grundschulpädagogin MIRYAM SCHELLBACH widmet sich in »Das Stillstehen der Zeit – Die metaphorische Übertragung räumlicher auf zeitliche Konzepte« der philosophischen, aber auch alltagssprachlichen Verwendung von Raum- und Zeitbegriffen.

Bei der Metonymie setzt auch FRANZISKA SCHÄL an. Ihr Beitrag »Metonymie als kognitiver Prozess der Grammatikalisierung« begründet die Einordnung der Metonymie als Stilfigur in den Komplex der pragmatischen Bedeutungsebene

und setzt diese in Verbindung mit dem Sprachwandel. Daran anschließend wird Metonymie in den Bereich der kognitiven Grammatikalisierungsprozesse eingeordnet und die Interaktion von Metonymie und Metapher dargestellt.

Das Zusammenspiel von Metonymie und Metapher wird im Aufsatz »Das Zusammenwirken von Metapher und Metonymie in Grammatikalisierungsprozessen« von SASKIA STROBEL, die während ihres Studiums neun Monate als Fremdsprachenassistentin in Großbritannien gearbeitet hat, näher untersucht. Dabei werden zunächst beide kognitiven Prozesse getrennt voneinander beleuchtet, wodurch allerdings nicht nur deren Unterschiede, besonders im zeitlichen Ablauf von Grammatikalisierungsprozessen, ersichtlich werden, sondern ebenso ihr gegenseitiges Bedingen deutlich wird. Dass beide Prozesse für die Fossilierung sprachlicher Ausdrücke notwendig sind, stellt die Arbeit abschließend treffend heraus.

Im Rahmen der Grammatikalisierungsprozesse wird auch die Thematik »Ikonizität« relevant. Die Lehramtsstudentin für Germanistik und Philosophie FRIEDERIKE HEMPEL geht den Fragen nach, was unter den Prinzipien der Ikonizität zu verstehen ist, inwiefern sie sich in Morphologie und Syntax zeigen und vertreten lassen und welchen Nutzen sie – in diesem Fall für die deutschen SprecherInnen – haben. Hierbei stützt sie sich vorrangig auf die Forschung und Schriften John Haimans, der als populärer Vertreter und Fürsprecher der Ikonizitätsprinzipien gilt.

Der Sammelband schließt mit zwei Aufsätzen, die sich praktischen Bezugsfeldern zuwenden. Die Lehramtsstudentin SASKIA BRAUSE führt in ihrem Beitrag »Modalverben des Deutschen. Besonderheiten der Grammatikalisierung« aus, wie deontische und epistemische Modalverben gebraucht werden. Anschließend untersucht sie deren Grad der Grammatikalisierung.

CHRISTINA GIERSCHICK, welche Geschichte im Zweitfach studiert, nimmt sich in ihrem Aufsatz »»Wir mussten ihnen demokratische Umgangsformen beibringen.« – Die Beeinflussung des Sprachwandels durch gezielte Sprachlenkung« dem soziokulturellen Modell des Sprachwandels an. Es wird die Frage, ob Sprachlenkung durch staatliche Institutionen zum Sprachwandel beiträgt, an einem Fallbeispiel aufgeworfen. Dafür untersucht sie zwei Sprachphänomene des 20. Jahrhunderts: Die Sprache der demokratischen *Reeducation* in der Nachkriegszeit und die Sprache des Sozialismus in der ehemaligen DDR.

Die zahlreichen Hervorhebungen in den einzelnen Beiträgen wurden durch die AutorInnen selbst vorgenommen und beim Textsatz entsprechend berücksichtigt. Wichtig ist insgesamt, dass der Rahmen einer von StudentInnen organisierten Tagung für die Anlage des Bandes nur begrenzt Raum ließ und die Publikation sich als Abbild eines lehrhaften Projektes versteht, das einen Teil des wissenschaftlichen Alltages erfahrbar gemacht hat.

Die studentische Tagung konnte durch einen Zuschuss für die Öffentlichkeitsarbeit von der Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig e.V. und durch den Fachschaftsrat Germanistik der Universität Leipzig aktiv mithilfe von Internetauftritten, Flyern und Plakaten beworben werden. Ihnen gilt dafür unser ganz besonderer Dank.

Weiterhin bedanken wir uns beim Campusservice des StudentInnenrates der Universität Leipzig und dem Dekanat der Philologischen Fakultät für die Bereitstellung des Raumes und der technischen Ausstattung.

Wir danken Herrn Prof. Dr. Frank Liedtke, der die studentische Tagung initiierte und uns bei den Vorbereitungen und aufkommenden Fragen jederzeit hervorragend unterstützte.

Letztendlich sei vor allen Dingen den StudentInnen Frank Buschmann, Laura Hofmann und Melanie Ritter gedankt, die gemeinsam die Redaktion für den vorliegenden Sammelband bildeten und sich mit viel Einsatz und Sorgfalt um die Herstellung der Publikation bemüht haben.

Wir freuen uns, dass unsere Aufsatzsammlung über den Server des Rechenzentrums erscheinen kann und danken hierfür der Universitätsbibliothek Leipzig.

Christina Gierschick im März 2015

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
FLORIAN EIB: Pragmatik und Sprachwandel. Motivationale Aspekte von Grammatikalisierungsprozessen.	3
MICHAEL REINKE: Grammatikalisierung und Sprachwandel. Der Ansatz von Rudi Keller	19
MIRYAM SCHELLBACH: Das Stillstehen der Zeit	31
FRANZISKA SCHÄL: Metonymie als kognitiver Prozess der Grammatikalisierung	41
SASKIA STROBEL: Das Zusammenwirken von Metapher und Metonymie in Grammatikalisierungsprozessen	53
FRIEDERIKE HEMPEL: Ikonizität in der deutschen Grammatik	73
SASKIA BRAUË: Die Modalverben des Deutschen. Besonderheiten und Grammatikalisierung	95
CHRISTINA GIERSCHICK: »Wir mussten ihnen ›demokratische Umgangsformen‹ beibringen ...« – Die Beeinflussung des Sprachwandels durch gezielte Sprachlenkung	107

Florian Eib

Pragmatik und Sprachwandel. Motivationale Aspekte von Grammatikalisierungsprozessen

1 Einleitung – Pragmatik und Sprachwandel

»Change is not only internal, but also external, driven by social factors and language users who are active participants in negotiation of language patterning, especially meaning.« (Traugott 2011:549)

Alle natürlichen Sprachen unterliegen Wandlungsprozessen, die auf unterschiedlichen Sprachebenen operieren und verschiedenartig motiviert sein können. Nachfolgend wird die Grundannahme vertreten, dass Sprache als Werkzeug der sozialen Kommunikation, entsprechend der Bedürfnisse und Anforderungen von Sprecher und Hörer in einer Kommunikationssituation, Veränderungen unterliegt. Man kann dabei annehmen, dass Sprachebenen sich in ihrer Abstraktheit des sprachlichen Zeichens unterscheiden. Aus diesem Grund sind bestimmte sprachliche Ebenen für spontanen Sprachwandel leichter empfänglich, etwa die Semantik eher als die Morphologie (vgl. Bossong 1984:3 in Anlehnung an Heger 1976).

Es wird im Folgenden versucht werden Sprachwandel im allgemeinen Sinne aus pragmatischen Theorien abzuleiten. Die pragmatischen Theorien befassen sich vornehmlich mit unserem Kommunikationsverhalten und der Schnittstelle zwischen »What is said« und »What is meant« (Abschnitt 3).

Es werden weiterhin sprachsystematische Tendenzen, die sich in dem Grundbedürfnis einer gelingenden Kommunikation begründen, dargestellt (Abschnitt 4). Die Abschnitte 3 und 4 sollen dabei als ein theoretisches Fundament für die konzeptuellen Voraussetzungen von Sprachwandel im Allgemeinen verstanden werden. Im hier anschließenden Abschnitt 2 wird speziell auf den Prozess der Grammatikalisierung eingegangen.

2 Grammatikalisierung - Prozesse und Parameter

»Grammaticalisation is the process, whereby lexical items or phrases come through frequent use in certain highly constrained local contexts to be reanalysed as having syntactic and morphological function, and, once grammaticalised, continue to develop new grammatical functions [...]« (Traugott 1995:32)

Grammatikalisierung ist ein Sprachwandelprozess, bei dem lexikalischem Material eine grammatische Funktion zukommt. Ein lexikalisches Zeichen wird dem grammatischen System eingegliedert. Grammatikalisierung wäre damit einer von zwei Prozessen, durch welche grammatische Formen entstehen könnten, wie es Meillet (1926:131) beschreibt: »le passage d'un mot autonome au rôle d'élément grammatical« (>der Übergang eines autonomen Wortes in die Rolle eines grammatischen Elements<) und »l'attribution du caractère grammatical à un mot jadis autonome« (>die Zuweisung eines grammatischen Charakters an ein einst autonomes Wort<¹).

Lehmann weist in Anlehnung an Givón (1979) darauf hin, dass der Ausgangspunkt dieses Prozesses wohl im Diskurs zu suchen ist: »Thus we assume that grammaticalization starts from a free collocation of potentially uninflected lexical words in discourse« (Lehmann 1995:13). Diskursstrukturen unterliegen den Teilprozessen der Syntaktisierung und Morphologisierung, sodass eine Skala gebildet werden kann (Diewald 1997:14; vgl. auch Givón 1979; 29, Lehmann 1995:13).

Diskurs → (Syntaktisierung) → Syntax → (Morphologisierung) → Morphologie
(Abb. nach Diewald 1997:14)

Es findet ein Übergang von primär lexikalischer zu primär grammatischer Bedeutung des jeweiligen sprachlichen Elements statt. Verlust der äußeren Form ist dabei anzunehmen, wobei auch Schwund möglich ist (ebd.).

Hinsichtlich der Skala muss bedacht werden, dass diese nur vereinfacht einen Prozess darstellt, welcher nachweislich so abgelaufen ist, nicht aber so ablaufen muss. In vielen Fällen ist weder der Ausgangspunkt des sprachlichen Elements erkennbar, noch ist abzuleiten, dass das »Ende« der Skala je erreicht wird (Lehmann 1995:14). Des Weiteren ist nicht immer ganz klar, ob dieser Prozess tatsächlich unidirektional abläuft (ebd.:16-19 für einige Gegenpositionen).

Umso sinnvoller erscheint es den Prozess der Grammatikalisierung durch weitere Parameter zu beschreiben: »[...] they may be assumed to jointly identify the degree to which a sign is grammaticalized« (Lehmann 1985:306). Lehmann schlägt folgende Aufteilung vor:

¹ Übersetzung übernommen aus Diewald 1997:6.

	paradigmatic	syntagmatic
weight	integrity	scope
cohesion	paradigmaticity	bondedness
variability	paradigmatic variability	syntagmatic variability

(Abb. nach Lehmann 1985:306)

Die Unterscheidung in paradigmatische und syntagmatische Parameter erfasst den Unterschied in der Sichtweise auf das sprachliche Phänomen. Das Paradigma steht hierbei immer für die Austauschbarkeit oder Substituierbarkeit von sprachlichen Zeichen, während sich das Syntagma auf deren lineare Abfolge bezieht.

Explizit weist Lehmann darauf hin, dass die Parameter, Faktoren oder auch Kriterien insofern zu verstehen seien, als dass sie den Prozess Grammatikalisierung konstituieren: »Thus we may say that grammaticalization as a process consists in a correlative increase or decrease – as the case may be – of all six parameters taken together« (Lehmann 1995:124). Die Zu- oder Abnahme der Wertigkeit fungiere weitestgehend unabhängig, wie auch die Parameter selbst im rein theoretischen Sinne (ebd.).

Integrität betrifft den semantischen und phonologischen Umfang des sprachlichen Zeichens. Dieser schwindet mit dem Grad der Grammatikalisierung. Der Prozess wird von Lehmann als »**attrition**, the gradual loss of semantic and phonological substance«, bezeichnet (Lehmann 1985:307).

Die **Paradigmatizität** steigt mit dem Grad der Grammatikalisierung. Grammatikalisierte Formen bilden Paradigmen oder lassen sich einem bestimmten Paradigma zuordnen. Im Deutschen gilt das beispielsweise für primäre Präpositionen, welche ausschließlich Dativ und Akkusativ regieren (Lehmann 1995:135; Diewald 1997:65-73; vgl. zur Entstehung von Präpositionen auch Lindqvist 1994).

Die **Paradigmatische Variabilität** wird im Verlauf zunehmender Grammatikalisierung eingeschränkt. Lehmann verwendet für den Prozess den Begriff »obligatorification« (1985:306), welcher bereits beinhaltet, dass sich hierbei auf die »Auswahlfreiheit« lexikalischer Elemente bezogen wird: »Within the paradigm, choice among its members becomes constrained by grammatical rules« (ebd.).

Als stärker obligatorisch könnte man etwa Personalpronomen in einigen germanischen Sprachen betrachten. Es ist beispielsweise im Italienischen möglich, dass Sätze kein explizit angeführtes Subjekt haben, wenn der Sachverhalt aus dem Kontext ersichtlich ist. Im Deutschen und in vielen anderen Sprachen auch, ist das nicht der Fall. Es wird immer mindestens ein Pronomen in der Subjekt-

position gefordert² (Lehmann 1995:140). Diewald sieht die Obligatorik eines Zeichens als eines der wichtigsten Parameter, um von zunehmender Grammatikalisierung auszugehen (1997:23), wohl auch deshalb, weil es die Ansicht gibt, dass Grammatik überhaupt erst durch Obligatorik des Zeichens definiert wird.

Der **Skopus** eines Zeichens beschreibt seinen Wirkungskreis auf linearer Ebene: »The structural scope of a sign decreases with increasing grammaticalization« (Lehmann 1995:143) – wie etwa bei Vollverben gegenüber Auxiliaren. Vollverben regieren einen kompletten Satz, während Auxiliare nur einzelne Teile modifizieren.³

»**Bondedness**« kann mit »**Fügungse**« übersetzt werden (ebd.:22). Das sprachliche Zeichen gliedert sich gewissermaßen an sein grammatisch zugehöriges Element an: »This leads from juxtaposition via cliticization, agglutination and fusion to symbolic alternation« (Lehmann 1985:307). Hierbei sollte allerdings darauf hingewiesen werden, dass nicht zwangsläufig alle klitisierten Elemente grammatisch in Verbindung mit dem Träger stehen müssen, vergleiche etwa das lateinische *-que*, was lediglich koordinierende Funktion hat (Lehmann 1995:149).

Zuletzt umfasst **Syntagmatische Variabilität** den Grad der Verschiebbarkeit eines Elements im Satz, welcher sich zwischen »item can be shifted around freely« und »item occupies fixed slot« bewegt (Lehmann 1985:307). Ein gutes Beispiel hierfür bieten Adpositionen, welche in vielen Sprachen (auffälligerweise sogar im Lateinischen) eine restringierte Stelle vor oder nach der Komplement NP haben (Lehmann 1995:158).

Grammatikalisierung kann mithilfe jener Parameter beschrieben und definiert werden. In den nächsten Abschnitten werde ich mich etwas von der sprachlichen Ebene entfernen und von der konkreten Entwicklung abgesehen die motivationale Komponente betrachten.

3 Sprachverwendung und Sprachwandel – Einige pragmatische Prinzipien

»[...] languages don't change: people change language.« (Croft 2000:4)

Es gibt starke Evidenz dafür, dass eine Systemveränderung durch Gebrauchsgewohnheiten und -anforderungen der Kommunizierenden in einer Sprache angeregt werden kann. Systematisch sind hierbei Variation (synchrone Perspektive) und Sprachwandel (diachrone Perspektive) zu unterscheiden.

² Vgl. Sätze wie: Es schneit.

³ Kritik zur Annahme, dass mit zunehmendem Grammatikalisierungsgrad der Skopus sinkt, siehe Diewald 1997:23.

Sprache ist in diesem Sinne als eine Form von Handlung zu verstehen, ein Werkzeug, welches in bestimmten Maßen und nach Gebrauchsgewohnheiten kreativ wandelbar ist (Heine et al. 1991:78, 259). Zipf's »Law of Brevity« stellt für das Deutsche beispielsweise fest, dass höher frequente Wörter normalerweise kürzer sind – eine Form von Rationalisierung (Zipf 1949:63; vgl. auch Strauss et al. für eine kritische Auseinandersetzung). Dieses Prinzip wurde sogar für einige Tiersprachen bestätigt (vgl. bspw. Ferrer-i-Cancho & Hernández-Fernández 2013).

Entsprechend sehen Heine et al. Grammatikalisierung als das Resultat eines Lösungsversuchs kommunikativer Hindernisse. Sie verweisen auf Werner und Kaplan und das »Principle of the exploitation of old means for novel functions« (1963:403) und stellen fest: »Grammaticalization can be interpreted as the result of a process that has problem solving as its main goal.« (Heine et al. 1991:29)

Das Prinzip »invited inferencing« (Hopper & Traugott 2003 [1993], Traugott & Dasher 2002) greift diesbezüglich das typische Wechselspiel zwischen Sender und Empfänger auf. Grammatikalisierung sei nicht nur ein Effekt des Ausdrucks, sondern auch des Verständnisses oder der Interpretation (vgl. auch Croft 2000:133f.). »Inferencing« ist dabei als pragmatischer Anreicherungsprozess zu verstehen, welcher auf den generellen Grundannahmen über eine Gesprächssituation fußt.

3.1 Kooperation

»Make your contribution such as it is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged.« (Grice 1975:45)

Ein grundlegendes Prinzip in der aktuellen Gesprächs- und Kommunikationsforschung ist das Kooperationsprinzip von H. Paul Grice. Grice baut seine Implikaturetheorie (das Gemeinte hinter dem Gesagten) auf der Annahme auf, dass mit Sprache als Handlungsinstrument wie bei den meisten anderen Handlungen, ein bestimmtes Ziel verfolgt wird. Die Interaktion erfolgt rational, weshalb man davon ausgehen kann, dass sie sich zueinander kooperativ verhalten. Zusammengefasst:

»Auch für kommunikative und sprachliche Handlungen gilt: Sie sind rational, wenn der Handelnde ein Mittel wählt, das er für geeignet hält, um das Ziel seiner Handlung zu erreichen. [...] Kommunikative und sprachliche Handlungen sind darauf ausgelegt, dass Adressaten Hypothesen [auf der Basis der Rationalitätsannahme] über das oder die verfolgte(n) Handlungsziel(e) ausbilden.« (Liedtke 1987:129)

Daraus lässt sich ableiten, dass ein Gespräch mehr oder weniger aus subjektiven Annahmen darüber besteht, was der jeweilige Partner gemeint haben könnte.

3.2 Das M-, I- und R-Prinzip

„[...] because the heuristics narrow the range of intended extensions of expressions, they will significantly constrain the search space for speakers intentions and thus help to resolve the logical problem of intention-recovery.«
(Levinson 2000:34)

Ein Gespräch zielt in den meisten Fällen darauf ab, dass ein gegenseitiges Verständnis des Gemeinten gesichert wird. Da wir viel langsamer Sprechen, als wir eigentlich denken können, kommt es mehr oder weniger zwangsläufig zu einer permanenten Anreicherung des Gesagten. Das Gesagte kann dementsprechend unter dem Grundsatz der Kooperation rationalisiert werden, was sprachökonomisch von Bedeutung ist. Grice beschreibt mit seinen Konversationsmaximen die mehr oder weniger »stillen« Vereinbarungen, welche Sprecher und Hörer unter o. g. Grundsatz der Kooperation kennen. Sie bilden wiederum die Grundlage für die Ableitung des Gemeinten aus dem Gesagten.

Levinson baut drei Heuristiken aus den Konversationsmaximen von Grice auf. Die Reduzierung auf drei Prinzipien, welche interagieren können, erscheint im Kontext der Fragestellung sinnvoll, da jene aus meiner Sicht wichtige pragmatische Aspekte besonders übersichtlich erfassen.

Die **Q-Heuristik** (»What isn't said isn't«) umfasst vor allem Grices Maxime der Quantität₁: »Make your contribution as informative as is required (for the current purpose of the exchange).« (Grice 1975:45f.) Sie kann beispielsweise skalare oder klausale Implikaturen erklären⁴. Hierbei wird prinzipiell angenommen, dass es dem Rationalitätsdenken der Kommunizierenden widerspricht, weniger zu sagen als der Fall ist beziehungsweise mehr anzunehmen als gesagt wurde (Levinson 2000:35f.).

Die **(I)-Heuristik** - »What is expressed simply is stereotypically exemplified« - kann auf die zweite Quantitätsmaxime von Grice bezogen werden (»Do not make your contribution more informative than is required.«) (Grice 1975:45f.) Levinson bringt hierbei das Beispiel: »John's book is good«, mit der Implikatur »+ > the one he read, wrote, borrowed, as appropriate« (2000:37). Levinson fasst eine große Anzahl an Schlussprozessen unter diese Heuristik u.a. conjunction buttressing, »together-implications« und »bridging inference«⁵ (ebd.).

⁴ Skalar: **Einige** hatten die Prüfung bestanden. (+ > **Nicht alle** haben die Prüfung bestanden.); Klausal: **Wenn** Hans die Prüfung bestanden hat, feiert er. (+ > der Sprecher weiß nicht, ob Hans bestanden hat. Wenn er es wüsste, hätte er anders deutlich machen müssen, bspw. **Da** Hans die Prüfung bestanden hat, feiert er.)

⁵ **Conjunction buttressing**: Peter öffnete das Fenster und die Blume fiel herunter. (+ > **Weil** oder

Die **(M)-Heuristik** sichert, dass markierte Äußerungen auch als solche verstanden werden: »If in contrast a marked expression is used, it is suggested that the stereotypical interpretation should be avoided« (ebd.:38). Es wird auch durch den Bezug zu Grices Maximen der Modalität 1 und 4 (»Vermeide Dunkelheit des Ausdrucks« und »Vermeide Weitschweifigkeit«) klar, was hier gemeint ist. Wenn ich sage, dass Bill das Auto zum Stehen brachte, dann hat er es wahrscheinlich nicht mit den Bremsen, sondern auf irgendeine andere Art und Weise getan.

Die drei Heuristiken von Levinson werden in einer bestimmten Ordnung gerankt, nämlich: $Q > M > I$ (vgl. Levinson 2000:39). Unter Beachtung der drei Prinzipien und ihrer »Reihenfolge« soll das richtige Verstehen von Äußerungen abgeleitet werden können.

Die M- und die I-Heuristik können aus meiner Sicht allerdings zu Missinterpretationen führen. Wie genau der Rezipient auf den relevanten Inhalt schließt, das liegt wohl auch am Vermögen und der Antizipation des Sprechers zu fokussieren. Vorausgesetzt wir dabei ein ähnliches, an sich aber vages Wissen über stereotype Dinge, Sachverhalte und Relationen sowie markierte Ausdrücke.

3.3 The Principle of Least Effort – Sprecher- und Hörerökonomie

»In order to understand how and why a language changes, the linguist must keep in mind to ever present and antonomic factors: first [...] the need of the speaker to convey his message, and second, the principle of least effort [...].« (Martinet 1962:139)

Laurence Horn stellt in seinem Aufsatz »Towards a new taxonomie for pragmatic inference« (1984) eine bemerkenswerte Dichotomie kommunikativer Akte vor. Er bezieht sich auf Funktionalisten wie Zipf (1949) oder Martinet (1962) und auf das Prinzip »Least effort« (»wenig Aufwand«). Das Spannungsverhältnis zwischen Ausdruckszwang und Ausdrucksökonomie wird hierbei zur Grundlage pragmatischer Inferenzprozesse: »I seek to demonstrate that these same two antonomic forces - and the interaction between them - are largely responsible generating Grice's conversational maxims and the schema for pragmatic inference derived therefrom.« (Horn 1984:11f.)

Das **Q-Prinzip** ist hörerorientiert und umfasst Grices Maxime der Quantität₁. Der Hörer erwartet vom Sprecher, dass dieser so viel sagt, wie er kann, unter der Beachtung des R-Prinzips (Horn 1984, 13). Skalare Ausdrücke führen hierbei entsprechend zu einer Obergrenzenimplikatur. Rein logisch gesehen könnte Hans etwa mehr als drei Kugeln Eis haben, wenn er sagt, er habe drei Kugeln

nachdem das Fenster geöffnet wurde, fiel die Blume herunter); **Together-implications**: Marie und Hans haben ein Auto gekauft. (+ > Beide haben ein gemeinsames Auto gekauft); **Bridging inference**: Ich sah zum Haus, das Fenster war offen. (+ > Das Fenster am Haus war offen).

Eis. Allerdings würde er wohl nicht so verstanden werden. Unter Beachtung des Q-Prinzips geht der Hörer in diesem Fall davon aus, dass Hans ihm die maximal mögliche Information (ohne zu lügen) zukommen lassen hat (+ > Hans hat nicht mehr als 3 Kugeln Eis, er hat genau drei).

Das **R-Prinzip** ist sprecherorientiert und umfasst Grices Maxime der Quantität₂, der Relevanz (»be relevant«) und der Modalität (»Avoid obscurity of expression«, »Avoid ambiguity«, »Be Brief«, »Be orderly«) (Grice 1975:45f.). Ein Beispiel für eine R-Prinzip-basierte Implikatur gibt Horn mit: »I broke a finger yesterday + > The finger was mine« (1984:15).

Grundsätzlich nimmt Horn die Maxime der Qualität an, andernfalls »the entire conversational and implicatural apparatus collapses« (ebd.:12). Hinzu kommt die für die weiteren Ausführungen relevante Annahme: »The speaker and hearer are aware of their own and each other's desiderata [the two economies] and this awareness generates a variety of effects [...]« (Horn 2005:196). Die Erwartungshaltungen, die Horn hier meint, sind, auf Sprecherseite möglichst viel mit wenig linguistischem Material zu sagen (Speaker's economy) und auf der Hörerseite trotzdem für jede relevante Information einen eigenen Ausdruck zu haben (Auditor's economy).

Die reale Kommunikationssituation wird weder der einen noch der anderen Seite komplett gerecht werden. Zwangsläufig wird man sich irgendwo in der Mitte treffen, was wiederum zusätzliche Anforderungen an den Sprecher und an den Hörer stellt, einander zu verstehen.

Die Reduktion von Grices Theorie auf zwei grundlegende Prinzipien macht aus meiner Sicht deutlich, worauf Missverständnisse in einer Kommunikationssituation basieren können. Nämlich auf den von der jeweils eigenen »Ökonomie« determinierten Annahmen über den Kenntnis- und Erwartungshorizont des Kommunikationspartners. Im Zwang des Ausdrucks kann der Sprecher versucht sein, innovativ zu kommunizieren, d. h. sprachliche Zeichen möglichst effektiv mit Informationen aufzuladen.

4 Sprachwandel als Resultat pragmatischen Gesprächsverhaltens

4.1 »Three aspects of construal«

»The mind is an active participant in the creation of semantic structure, and conceptualizes or construes the experiences of the speaker in the world in certain ways.« (Clausner & Croft 1999:2f.)

Trousdale schlägt eine Unterteilung in drei Aspekte der Markierung von Äußerungen durch den Sprecher vor (2012:534). Der Terminus »construal« wird in

etwa synonym mit »mentaler Repräsentation« gebraucht. Diese ist als Aspekt der kognitiven Pragmatik zu sehen (vgl. *Cognitive Pragmatics* 2012).

Specificity bezieht sich auf den Grad der Detailliertheit von Informationen im Sinne von paradigmatischen Bedeutungsrelationen wie Hypo- oder Hyperonymie. Unterscheidend sind dabei verschiedene Grade der semantischen Spezifikation, welche auch auf den Bau und die Wahl von Satzstrukturen Einfluss haben können (vgl. Trousdale 2012:534).

Der **Viewpoint** erscheint deshalb wichtig, weil er dem Hörer Aufschluss über die (im lokalen Sinne) Perspektive des Sprechers geben soll. Langacker definiert den beschreibbaren Punkt als »vantage point« (1987:123) - der Punkt von dem aus eine bestimmte Sichtweise über eine Situation eingenommen wird.

Zuletzt nennt Trousdale **Subjectivity** - die Hinzufügung der persönlichen Einstellung des Sprechers zum Sachverhalt. Diese wird in vielen Fällen durch Modalausdrücke realisiert. Dabei ist zu beachten, dass Subjektivierung ein wichtiges Phänomen der synchronen Sprachbetrachtung ist. Das Konzept an sich kann jedoch auch als entscheidender motivationaler Aspekt in diachronen Analysen angewendet werden. Im kommenden Abschnitt beziehe ich mich vor allem auf die Forschungen von Traugott (1991, 1995, 2010, 2011).

4.2 (Inter)Subjektivierung

»It [subjectification in grammaticalisation] is a gradient phenomenon, whereby forms and constructions that at first express primarily concrete, lexical, and objective meanings come through repeated use in local syntactic contexts to serve increasingly abstract, pragmatic, interpersonal, and speaker-based functions.« (Traugott 1995:32)

Der Sprecher hat die kognitive Fähigkeit Sachverhalte in neuartiger Weise zu kodieren. Dabei bedient er sich metaphorischer und metonymischer Verfahren (Meibauer 1995:57). Wichtig erscheint auch das systematische Auftreten von Bedeutungsübertragungen in bestimmten syntaktischen Kontexten (Traugott 1995:32). Das Ergebnis ist, dass sprecher-intentionale, abstrahierte Bedeutungaspekte zu konkreten hinzutreten können. Was auf der Ebene der Semantik als »Semantisierung« (Traugott 2011:556) verstanden wird, kann sich im zeitlichen Verlauf auch in grammatischen Formen niederschlagen (Grammatikalisierung, s. Abschnitt 2).

Traugott erweitert das Prinzip auf (Inter)Subjektivierung. Subjektivierung ist sprecherseitig als Einstellungsmarkierung zu verstehen, während Intersubjektivierung adressatenorientiert aufzufassen ist (Traugott 2010:30). Im Englischen hat sie die wichtige Unterscheidung zwischen Variation (synchron) und Sprachwandel (diachron) durch die terminale Unterscheidung zwischen (Inter)Subjectivity

und (Inter)Subjectivation erfasst (ebd.). Sprachwandel entsteht im Diskurs zwischen Sprecher(erwartungen) und Hörer(erwartungen) (vgl. Abschnitt 3).

Traugott argumentiert, dass Äußerungen eine Subjektivierung erfahren, da sich der Sprecher mit dem zu Äußernden auseinandersetzen muss, um adäquate Formulierungen zu finden. Dabei wird er zwar die Erwartungen des Hörers zu antizipieren suchen, muss sich jedoch letztlich auf seine subjektive Empfindung, was wie gesagt werden kann/muss, um verstanden zu werden, verlassen (Traugott 2010:55f.).

Man kann daraufhin annehmen, dass der expressive Zwang die Hauptmotivation für Wandlungsprozesse darstellt, was bereits in einigen anderen Modellen erwähnt wurde (vgl. bspw. Heine et al.). Dieser Ansatz erfasst, dass Sprachwandel nicht ausschließlich, wie von einigen Autoren angenommen, in der Sprachentwicklung beim Kind zu suchen ist, sondern bei allen Sprachteilnehmern, also auch Jugendlichen und Erwachsenen.

Um Sprachwandel allerdings noch exakter erklären zu können, brauchen wir ein interaktionales Modell, welches auf die Sprecher-Hörer-Dimension aufbaut. Die Frage scheint jedoch bisher nicht ausreichend erforscht: Wie weisen Sprecher »arguments about propositions, and degrees or statements of confidence to those propositions« zu? (Moxey & Sanford 1997:229)

Zum Zusammenhang von (Inter)Subjektivierung und Grammatikalisierung als Sprachwandelprozess kann festgehalten werden, dass (Inter)Subjektivierung Sprachwandel katalysieren kann. Dass dabei Sprachebenen in unterschiedlicher Weise betroffen sein können, wurde bereits in Anlehnung an Heger (1976) erwähnt.⁶

4.3 Konversationelle und konventionelle Implikaturen

»In any case it is clear that implicature plays a major role in language change triggering both syntactic and semantic changes. Indeed it seems to be one of the single most important mechanisms whereby matters of language usage feed back into affect matters of language structure. It is thus a major route for functional pressure to leave their imprint on the structure of language.« (Levinson 1983:166)

Im vorherigen Kapitel wurden pragmatische Ansätze vorgestellt, welche grundlegend zu erklären versuchen, wie es dazu kommen kann, dass wir in einer Gesprächssituation nicht immer genau das sagen (müssen), was wir meinen.

⁶ Für eine systematische Unterscheidung, etwa zwischen Lexikalisierung und Grammatikalisierung vgl. Brinton & Traugott (2005:110). Eine Differenzierung ist in diesem Kapitel vorerst nicht vorgenommen worden, da die konzeptuelle Schnittstelle zwischen beiden nahe beieinander liegt (vgl. auch Trousdale 2012:542).

Die Ansätze greifen dabei auf Annahmen über Prinzipien von Kommunikation zurück, welche pragmatische Inferenzprozesse erklären sollen. Implikaturen sind mehr oder weniger Interpretationen des Hörers, welche das Gemeinte betreffen. Sie gelten weithin als Schlüssel für Sprachwandelprozesse.

Evans und Wilkins verweisen hierbei auf den Verlauf der Bedeutungsverlagerung von der pragmatischen Ebene auf die semantische. Potts drückt es wie folgt aus: »Conversational implicatures exist in virtue of the maxims and the cooperative principle, whereas CIs [conventional implicatures] are idiosyncratic lexical properties. Put another way, conversational implicatures are not inherently linguistic, whereas CIs are inherently linguistic« (Potts 2003:30f.).

Wenn das Gesagte vom Hörer pragmatisch angereichert wird und eine bestimmte Bedeutung resultiert, dann kann es vorkommen, dass diese dem eigentlich Gesagten aufgrund bestimmter Schlussmechanismen anhaltend zugeschrieben wird. Es entstehen konventionalisierte Implikaturen. Evans und Wilkins führen aus: »[A] phase of polysemy is typically preceded by a phase where meaning B is contextually implicated but not yet lexicalized as a distinct sense [...]. That is to say, meaning B often comes into existence because a regularly occurring context supports an inference-driven contextual enrichment of A to B.« (Evans & Wilkins 2000:549f.) Sie nennen diese Kontexte »Bridging Contexts« (ebd.). Besonders starke »Brücken« können zu einer Überlagerung der ursprünglichen Bedeutung eines lexikalischen Elements führen. Schematisch könnte das in etwa so aussehen:

	Stage 1	Stage 2	Stage 3	Stage 4
Form	<i>f</i>	<i>f</i>	<i>f</i>	<i>f</i>
Meaning	,p'	,p'(+ > ,q')	,p', ,q'	,q'

(Abb. nach Traugott 2000:550.)

Wie bereits in Abschnitt 3 beschrieben, haben der Kontext und Kotext im Diskurs einen entscheidenden Einfluss auf das Verständnis von Äußerungen jeglicher Art.⁷ Das Gesagte wird in vielen Fällen durch den Kontext zum Gemeinten, aber eben nur auf der pragmatischen Ebene. Konventionalisierte oder generalisierte Implikaturen zeichnen sich durch weitestgehende Kontextunabhängigkeit aus, womit sie als Resultat von Sprachwandel bezeichnet werden können.

Eine Reihe von Beispielen zeigen, dass pragmatische Schlussprozesse auch im weiteren Verlauf der Entwicklung lexikalischer Sinnträger operieren und dazu führen können, dass diesen statt lexikalische primär grammatische Eigenschaften zukommen.

⁷ Der Kotext bezeichnet nach Brown & Yule (1983:46) die Abhängigkeit des Verständnisses lexikalischer Elemente von vorherigen Sprachereignissen.

In ihrem Beitrag »Semantics-Pragmatics of Grammaticalization revisited« verweisen Traugott & König (1991:189-218) auf drei Übertragungsrichtungen, welche sich geschichtlich sprachübergreifend nachweisen lassen. Als Ausgangspunkt für diese ja anscheinend höchstgradig konzeptuell motivierten Entwicklungen sehen sie konversationelle Implikaturen, welche konventionalisiert werden:

1. **(Abgeleitete) Kausalität** - »Inferred causation« nach dem Prinzip *post hoc ergo propter hoc* (bspw. Engl. *since, consequently*; Dt. *infolgedessen*) (ebd.:194f.)
2. **Gleichzeitigkeit und Einschränkung** - »concomitance to concessivity« (bspw. Engl. *while, still, all the same*; Dt. *zugleich, dennoch, gleichwohl*) (ebd.:199)
3. **Temporal - Präferenz - Verneinung** - »temporals to preference to denial markers« (bspw. Engl. *sooner (than), rather (than)*; Dt. *ehe, eher (als), bevor*) (ebd.:203f.)

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Bedeutung ist in einer Sprache in vielen Fällen und unterschiedlich motiviert flexibel und abwandelbar. Unter der Annahme dass im Austausch von Sprache eine in ausreichendem Maße für die jeweilige Situation gelingende Kommunikation stattfinden soll, gibt es zahlreiche Strategien, um dieses Ziel zu erreichen. Auf der Ebene der Semantik, Syntax und Morphologie kann beispielsweise Variation zu Bedeutungerweiterung, -verengung oder -übertragung führen, welche im Fall einer Koventionalisierung als Sprachwandel aufgefasst wird.

Eine weiterführende Forschungsfrage bezogen auf die o. g. Tendenzen ist, wie und ob sich Bedeutungsanreicherungsprozesse für Einzelsprachen und sprachübergreifend systematisieren lassen.

Bibliographie

- BOSSONG, GEORG (1984). »Zur Linguistik des Textanfangs in der französischen Erzählliteratur«. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 1, S. 1–24.
- BRINTON, LAUREL J./TRAUGOTT, ELIZABETH G. (2005). *Lexicalization and Language Change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- BROWN, GILLIAN/YULE, GEORGE (1983). *Discourse Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press.
- CLAUSNER, TIMOTHY C./CROFT, WILLIAM (1999). »Domains and image-schemas«. In: *Cognitive Linguistics* 10, S. 1–31.
- CROFT, WILLIAM (2000). *Explaining language change*. Harlow: Longman.
- DIEWALD, GABRIELE (1997). *Grammatikalisierung: Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*. Bd. 36. *Germanistische Arbeitshefte*. Tübingen: Niemeyer.
- EVANS, NICHOLAS/WILKINS, DAVID (2000). »In the Mind's Ear: The Semantic Extensions of Perception Verbs in Australian Languages«. In: *Language* 76.3, S. 546–592.
- FERRER-I-CANCHO, RAMON /HERNÁNDEZ-FERNÁNDEZ, ANTON (2013). »The Failure of Law of Brevity in Two New World Primates«. In: *Glottology International Journal of Theoretical Linguistics* 4.1, S. 45–55.
- GIVÓN, TALMY (1979). »From discourse to syntax: grammar as a processing strategy«. In: *Syntax and Semantics*. Hrsg. von ders. Bd. 12. New York: Academic Press, S. 81–112.
- GRICE, HERBERT P. (1975). »Logic and Conversation«. In: *Syntax and semantics*. Hrsg. von P. Cole / J. Morgan. Bd. 3. New York: Academic Press, S. 41–58.
- HEGER, KLAUS (1976). *Monem, Wort, Satz und Text*. 2., erw. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- HOPPER, PAUL J./TRAUGOTT, ELIZABETH G. (2003). *Grammaticalization*. 2. Aufl. ; 1. Aufl. 1993. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.
- HORN, LAURENCE (1984). »Towards a new taxonomie for pragmatic inferencing: Q-based and R-based implicature«. In: *Meaning, Form and Use in Context*. Hrsg. von D. Schiffrin. Washington: Georgetown University Press, S. 11–42.
- (2005). »Current issues in Neo-Gricean pragmatics«. In: *Intercultural Pragmatics* 2.2, S. 191–204.
- (2007). »Neo-gricean pragmatics: a manichean manifesto«. In: *Pragmatics*. Hrsg. von N. Burton-Roberts. Basingstoke: Palgrave Macmillian, S. 158–183.

- LANGACKER, RONALD W. (1987). *Foundations of cognitive grammar: Theoretical prerequisites*. Bd. 1. Stanford: Stanford University Press.
- LEHMANN, CHRISTIAN (1985). »Grammaticalization: synchronic variation and diachronic change«. In: *Lingua e Stile* 20, S. 303–318.
- (1995). *Thoughts on Grammaticalization*. Bd. 1. *Lincom Studies in theoretical Linguistics*. München: Lincom Europa.
- LEVINSON, STEVEN C. (1983). *Pragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (2000). *Presumptive meanings. The theory of generalized conversational implicature*. Cambridge Mass. [u.a.]: MIT Press.
- LIEDTKE, FRANK (1987). »Kooperation, Bedeutung, Rationalität«. In: *Kommunikation und Kooperation*. Hrsg. von F. Liedtke und R. Keller. Tübingen: Niemeyer, S. 109–134.
- LINDQVIST, CHRISTER (1994). *Zur Entstehung von Präpositionen im Deutschen und Schwedischen*. Bd. 311. *Linguistische Arbeiten*. zugl. Diss. Univ. Freiburg i. Br. [1993]. Tübingen: Niemeyer.
- MARTINET, ANDRÉ (1962). *A Functional View of Language*. Oxford: Clarendon Press.
- MEIBAUER, JÖRG (1995). »Komplexe Präpositionen – Grammatikalisierung, Metapher, Implikatur und division of pragmatic labour«. In: *Implikaturen. Grammatische und pragmatische Analysen*. Hrsg. von F. Liedtke. Bd. 343. *Linguistische Arbeiten*. Tübingen: Niemeyer, S. 47–74.
- MEILLET, ANTOINE (1912). »L'évolution des formes grammaticales«. In: *Rivista di scienza* 12, S. 130–148.
- POTTS, CHRISTOPHER (2003). »The Logic of conventional implicatures«. Diss. Santa Cruz: University of California.
- SCHMID, HANS-J. , (Hrsg.) (2012). *Cognitive Pragmatics*. New York [u.a.]: De Gruyter.
- STRAUSS, UDO/GRZYBEK, PETER/ALTMANN, GABRIEL (2007). »Word Length and Word Frequency«. In: *Contributions to the Science of Text and Language Word Length. Studies and Related Issues*. Hrsg. von P. Grzybek. Dordrecht: Springer Netherlands, S. 277–294.
- TRAUGOTT, ELIZABETH G. (1995). »Subjectification in grammaticalisation«. In: *Subjectivity and subjectivisation*. Hrsg. von D. Stein / S. Wright. Cambridge: Cambridge University Press, S. 32–54.
- (2010). »(Inter)subjectivity and (inter)subjectification: A reassessment«. In: *Subjectification, Intersubjectification and Grammaticalization*. Hrsg. von K. Davidse/L. Vandelanotte/H. Cuyckens. New York [u.a.]: De Gruyter, S. 29–71.
- (2011). »Pragmatics and language change«. In: *The Cambridge Handbook of Pragmatics*. Hrsg. von K. Allan/K. Jaszczolt. Cambridge University

Press, S. 549–565.

TRAUGOTT, ELIZABETH G./DASHER, RICHARD B. (2002). Regularity in Semantic Change. Bd. 97. Cambridge Studies in Linguistics. Oxford [u.a.]: Oxford University Press.

TRAUGOTT, ELIZABETH G./HEINE, BERND (1991). Approaches to Grammaticalization. Bd. 1. Amsterdam: John Benjamins Publishing.

TROUSDALE, GRAEME (2012). »Grammaticalization, Lexicalization and constructionalization from a cognitive-pragmatic perspective«. In: Cognitive Pragmatics. Hrsg. von Hans-J. Schmid. Bd. 4. New York [u.a.]: De Gruyter.

WERNER, HEINZ/KAPLAN, BERNARD (1963). Symbol-formation: An organismic-developmental approach to language and the expression of thought. New York [u.a.]: Wiley.

ZIPF, GEORGE K. (1949). Human behaviour and the principle of least effort. Cambridge, Mass.: Addison-Wesley Press.

Michael Reinke

Grammatikalisierung und Sprachwandel. Der Ansatz von Rudi Keller

1 Einleitung – Kellers Hinführung zur Fragestellung

Ausgehend von der Tatsache, dass Sprachen in ständigem Wandel begriffen sind, konstatiert Keller Schwierigkeiten beim Erklären von Sprachwandel im Allgemeinen (Keller 2003:22). Der Grund dieser Schwierigkeiten liege »vermutlich in der Tatsache, daß es in unserem alltäglichen Leben keine anschaulichen und erfahrbaren Vorbilder dafür gibt« – gemeint sind Prozesse permanenten Wandels (ebd.:22). Wahrnehmbare Vorbilder seien lediglich Prozesse des Werdens, und zwar »die Ontogenese in der belebten Natur und die Tätigkeit des Handwerkers«, die im Unterschied zum Sprachwandel zielgerichtet sind (ebd.:22). Diese Zielgerichtetheit impliziert, dass die Idee des Produkts vor seiner Vollendung existiert, sie kann überhaupt nur als fertige Idee existieren, weil ein Ende des Prozesses vorgesehen ist.

Der Wortschatz unserer Alltagssprache widerspiegele diese Problematik: »Wir haben einen Wortschatz der Schöpfung und einen des Wachstums«, aber keinen der Evolution (ebd.:22). Wir fragten entweder »Warum ändert sich die Sprache?« oder »Warum ändern die Sprecher die Sprache?« – erstere Version nennt Keller organistisch, letztere mechanistisch (ebd.:23).

Erstere Version ist nach Keller »organistisch«, weil die Form der Fragestellung diejenigen ausklammert, die Sprache überhaupt erst verändern, sprich: die Menschen. Präsupponiert wird »die Sprache ändert sich«, als wäre Sprache ein Organismus und dabei von Menschen unabhängig.

Letztere Version sei nicht minder irreführend; die Frage klinge, als würden Sprecher Sprache intentional verändern, »so, als hätten sie es geplant und dann willentlich getan; als sei die Sprache ein von Menschen gemachtes Artefakt, ein Mechanismus, den sie herzustellen und umzubauen imstande wären« (ebd.:25).

Beide Redeweisen entsprächen den erwähnten Modellen des Werdens, der Ontogenese und dem Handwerk, die als Vorbilder für die Erfassung von Prozessen permanenten Wandels, wie dem der Sprache, ungeeignet seien, und zwar aus drei Gründen:

Erstens: Die Begriffe »Ontogenese« und »Handwerk« bezeichnen, wie gesagt, zielgerichtete Prozesse, »d. h. das Endprodukt ist genetisch oder konzeptionell vorweggenommen. Für die Entwicklung der Sprache trifft dies nicht zu« (ebd.:25). Dementsprechend lautet Kellers erste Prämisse: Sprachwandel ist nicht

zielgerichtet (vgl. ebd.:25).

Zweitens: Aus erstens folgt, dass Ontogenese und Handwerk ein Ende haben. Dies treffe auf Sprache ebenfalls nicht zu. Daher lautet Kellers zweite Prämisse: Sprachwandel hat keinen Endpunkt (vgl. ebd.:25).

Drittens: Ontogenese und handwerkliche Tätigkeit bezeichnen individuelle Prozesse; auch bei kollektiv erschaffenen Artefakten gibt es meist eine zentrale Planungsinstanz, »der die Tat zugeschrieben werden kann« (ebd.:25). Kellers dritte Prämisse lautet: Sprachwandel ist ein kollektives Phänomen ohne zentrale Planungsinstanz (ebd.:25).

Bevor Keller seine Fragestellung ausformuliert, präzisiert er das Phänomen des Sprachwandels in Bezug auf die Sprecher_innen folgendermaßen: »Die Sprecher verändern ihre Sprache nicht intentional, nicht planvoll und nicht bewusst« (ebd.:29). Mit dieser Aussage ist noch nicht viel gewonnen, aber die Begriffe »intentional«, »geplant« und »bewusst« werden voneinander unterschieden.

Vor diesem Hintergrund lautet Kellers endgültige Fragestellung: Warum wird »unsere Sprache, möglicherweise jede Sprache, möglicherweise mit Notwendigkeit durch die Sprecher ständig verändert« (ebd.:29)? Kellers Theorie wird in der vorliegenden Vortragsausarbeitung folgendermaßen nachvollzogen: In Punkt 2 gibt der Vortragende Kellers Thesen bezüglich möglicher Mechanismen des Sprachwandels wieder. In Punkt 3 werden Kellers zentrale Denkfiguren erläutert, bevor in Punkt 4 dargelegt wird, warum das dichotome Denken »Natur vs. Kunst« für Keller nicht hinreicht, um sämtliche Phänomene, unter anderem das des Sprachwandels, zu erfassen. Derartige Phänomene bezeichnet Keller als »Phänomene der dritten Art«; in Punkt 5 wird umfassend beschrieben, was ein Phänomen der dritten Art beinhaltet und wie es erklärt werden kann. Eine kurze Wiedergabe einiger Kritikpunkte schließt mit Punkt 6 die Ausarbeitung ab.

2 Erzeugung des Wandels

Diese Frage zielt auf mögliche Mechanismen des Wandels. Es stellt sich für Keller wiederum die Frage, wie diese Mechanismen aussehen könnten.

Zunächst konstatiert Keller: »(1) Wenn wir wüßten, *wozu* wir Sprache verwenden, wüßten wir, *warum* sich durch unser Kommunizieren unsere Sprache ändert (ebd.:30).«

Die Untersuchung soll eine systematische sein, keine historische: »Die Veränderungen von morgen sind die Folgen unseres Kommunizierens von heute. Eine Theorie des Wandels ist also zugleich eine Theorie der Funktion(en) und Prinzipien unseres Kommunizierens. Die Kenntnis der Mechanismen des Wandels hat einen funktionsanalytischen Aspekt« (ebd.:30f.).

Weiterhin stellt Keller fest: »(2) Wenn wir wüßten, *warum* sich unsere Sprache ständig wandelt, wüßten wir, wozu wir sie verwenden« (ebd.: 31).

(2) stellt die Umkehrung von (1) dar: »Die Kenntnis der Funktion(en) eines Gegenstandes ist eng verwandt mit der Kenntnis, warum es diesen Gegenstand gibt« (ebd.:31).

Kellers abschließende These im Zusammenhang mit möglichen Mechanismen des sprachlichen Wandels lautet: »(3) Wenn wir die Funktionen unseres Kommunizierens kennen würden, wüßten wir etwas über die Logik der Genese unserer Sprache« (ebd.:31).

Denn: »Ein Gegenstand (im allgemeinsten Sinne) verhält sich zu seiner Funktion wie eine Handlung zu ihrem Zweck bzw. (was synonym damit sein soll) zu ihrer Intention. Somit ist bei sozialen Phänomenen wie diesem die Analyse der Handlungszwecke konstitutiv für das Verständnis der erzeugten Struktur« (ebd.:33).

Für Keller steht außer Frage, dass soziale Phänomene wie die Sprache eine bestimmte Struktur bilden. Um die Logik von deren Genese zu verstehen, bedürfe es zunächst einer Analyse der Handlungszwecke, die mit Sprache im Allgemeinen verfolgt werden.

3 Adaptierte Denkfiguren

Die beiden zentralen Denkfiguren, die sich Keller für seine Sprachwandeltheorie zunutze macht, sind die folgenden.

3.1 Das Mandevillesche Paradox

Bernard Mandeville (1670-1733) schrieb *The Grumbling Hive, or, Knaves Turn'd Honest*, die 1705 erschienene, sogenannte Bienenfabel (vgl. Mandeville 1980):

Ein Bienenstock lebte gut, in Macht und Wohlstand, Künste, Handel und Wissenschaft gediehen, obgleich fast niemand unter den Bürgern anständig war. Alle waren letztlich Schurken. Es erwies sich, dass gerade diese Laster den Handel antrieben und den allgemeinen Wohlstand bedingten. Das Paradox der Fabel besagt also: »Der Wohlstand des Volkes war nicht Ergebnis der Tugenden seiner Bürger, sondern ihrer Untugenden und Laster«, so Keller (Keller 2003:55).¹

Die Bienenfabel nimmt den Gedanken vorweg, »daß es gesellschaftliche Phänomene gibt, die durch Handlungen der Individuen hervorgebracht werden, ohne von diesen intendiert zu sein« (ebd.:57). Für die Betrachtung solcher Phänomene, zu denen Keller die Sprache rechnet, bedeutet dies: Die Frage nach den Motiven

¹ Der weitere Handlungsverlauf der Bienenfabel wird in dieser Vortragsausarbeitung nicht wiedergegeben, da er für das Verständnis von Kellers Theorie nicht relevant ist.

individuellen Handelns muss von der Frage nach den sozialen Auswirkungen dieses Handelns getrennt werden (vgl. ebd.:57).

3.2 Conjectural History

Der Begriff »Conjectural History« bezeichnet einen Erklärungsmodus für die Art Phänomene, unter welche auch Sprachwandel subsumiert werden kann.

Zur Erläuterung des Begriffs zitiert Keller Adam Ferguson, einen Philosophen der Schottischen Schule (1723-1816): »Jeder Schritt und jede Bewegung der Menge wird sogar in Zeitaltern, die man erleuchtete nennt, mit gleicher Blindheit für die Zukunft gemacht und die Nationen stoßen im Dunkeln auf Einrichtungen, die in der Tat das Ergebnis menschlichen Handelns sind, nicht die Durchführung eines menschlichen Plans« (zit. n. ebd.:58; vgl. Ferguson 1986:258).

Der Begriff selbst geht auf einen weiteren Philosophen der Schottischen Schule zurück, Dugald Stewart (1753-1828). Eine Conjectural History ist die Rekonstruktion eines Sachverhalts oder Phänomens auf der Basis einer möglichst plausiblen Vermutung. Sie findet Anwendung bei Versuchen, soziale Phänomene hinsichtlich ihres Entstehens oder ihrer Dynamik zu ergründen, die mit sich bringen, dass nicht vorhandene Fakten durch Vermutungen ersetzt werden müssen. Ist es nicht möglich den Prozess der Erzeugung eines bestimmten Phänomens zu rekonstruieren, so kann zumindest versucht werden zu zeigen, wie es hätte erzeugt worden sein können. Damit ist »[e]ine Conjectural History [...] keine historische Untersuchung, sondern eine philosophische« (Keller 2003:59).

Den Namen Conjectural History nennt Keller mit Verweis auf Stewart, die Struktur ihrer Argumentationsweise geht jedoch nicht auf Stewart, sondern auf Adam Smith zurück – die sogenannte Invisible-hand-Erklärung. Die Invisible-hand-Erklärung entspricht als Denkmodell jenem der Bienenfabel, wie der folgende Textausschnitt aus Smiths *Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes* (1776) verdeutlicht:

Nun ist aber das jährliche Einkommen jeder Gesellschaft immer genau so groß wie der Tauschwert des gesamten Jahreserzeugnisses ihrer Erwerbstätigkeit, oder besser gesagt, es ist dieser Tauschwert selber. Da nun jedermann nach Kräften sucht, sein Kapital in der heimischen Erwerbstätigkeit und diese Erwerbstätigkeit selbst so zu leiten, daß ihr Erzeugnis den größten Wert erhält, so arbeitet auch jeder notwendig dahin, das jährliche Einkommen der Gesellschaft so groß zu machen, als er kann. Allerdings strebt er in der Regel nicht danach, das allgemeine Wohl zu fördern, und weiß auch nicht, um wieviel er es fördert. Indem er die einheimische Erwerbstätigkeit der fremden vorzieht, hat er nur seine eigene Sicherheit im Auge und indem er diese Erwerbstätigkeit so leitet, daß ihr Produkt den größten Wert erhalte, verfolgt er lediglich seinen eigenen Gewinn und wird in diesen wie

in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, einen Zweck zu fördern, den er in keiner Weise beabsichtigt hatte. Auch ist es nicht eben ein Unglück für die Gesellschaft, daß dies nicht der Fall war. Verfolgt er sein eigenes Interesse, so fördert er das der Gesellschaft weit wirksamer, als wenn er dieses wirklich zu fördern beabsichtigt. (Zit. aus ebd.:60f.)

Eigennütziges Streben, das auf die eigene Sicherheit abzielt, erzeugt nach Smith das Gemeinwohl (vgl. ebd.:60f.; vgl. Smith 2009).

Keller fasst zusammen: »Eine Invisible-hand-Erklärung ist eine Conjectural History eines Phänomens, das Ergebnis menschlichen Handelns, nicht aber Durchführung eines menschlichen Plans ist« (Keller 2003:61).

4 Unzulänglichkeiten des dichotomen Denkens »Natur vs. Kunst«

Die alte Dichotomie »Natur vs. Kunst« vermag nicht sämtliche Phänomene angemessen zu erfassen, so Keller. Sie scheiterte an besagten Phänomenen, die zu ihrer Erklärung einer Conjectural History bedürfen – solange die Sprachwissenschaft sich in den Grenzen dieses Denkens bewegte, produzierte sie beim Versuch, sprachlichen Wandel zu erklären, Widersprüche bzw. unsachgemäße Verkürzungen (vgl. ebd.:62).

Exemplarische Vertreter des alten dichotomen Denkens wären August Schleicher, Max Müller oder William D. Whitney. Schleicher und Müller subsumierten Sprache unter die Naturphänomene, Whitney ordnete sie dem Bereich der Kulturphänomene zu – weitgehend ähnlich sind die Ansichten der repräsentativen Vertreter: Sprache ist von Menschen gemacht. Verschieden sind jedoch die Schlüsse der Opponenten. Begründet sei dieser Umstand durch die Unklarheit des Prädikats »von Menschen gemacht« (ebd.:83):

Ein Gegenstand (im weitesten Sinne) kann entweder insofern von Menschen gemacht sein, als er

A: Ergebnis menschlicher Handlungen ist, oder er kann in dem Sinne »von Menschen gemacht« sein, daß er

B: aufgrund menschlicher Intentionen entstanden ist. Nun impliziert zwar B A, aber A impliziert nicht B. Das heißt, beide Kriterien treffen vielfach zusammen, aber nicht notwendigerweise. Diese relative Unabhängigkeit wurde von den Linguisten des 19. Jahrhunderts nicht gesehen. (Ebd.:83f.)

Wer sagte, Sprache sei ein Naturphänomen, leugnete, dass B auf die Sprache zutrifft: »Die Entwicklung der Sprache (ihr »Wachstum«) ist nicht von Menschen »bestimmbar«, sie ist unabhängig vom Willen des Einzelnen« (ebd.:84). Wer sagte,

Sprache sei ein Kulturphänomen, »stützte sich darauf, daß A zutrifft« (ebd.:84). Im Grunde seien beide Parteien im Recht gewesen:

Der vermeintliche Widerspruch entstand erst dadurch, daß die einen sich gezwungen sahen, den unzulässigen Schluß von nicht-B auf nicht-A zu vollziehen, und die anderen sich gezwungen sahen, den unzulässigen Schluß von A auf B zu vollziehen [...]. Alles, was nicht natürlich ist, hatte künstlich zu sein. (Ebd.:84)

Wenn nun B A impliziert, nicht aber A B impliziert, dann muss die klassische Dichotomie durch eine Trichotomie ersetzt werden. Es gilt, so Keller:

1. Es gibt Dinge, die nicht Ziel menschlicher Intentionen sind und (somit auch) nicht Ergebnisse menschlicher Handlungen [...].
2. Es gibt Dinge, die Ergebnisse menschlicher Handlungen sind und Ziel ihrer Intentionen [...].
3. Es gibt Dinge, die Ergebnisse menschlicher Handlungen, nicht aber Ziel ihrer Intentionen sind ([...] unsere Sprache). (Ebd.:84)

Erstere Dinge seien Naturphänomene, intendierte Resultate menschlichen Handelns seien den Kulturphänomenen zuzurechnen, letztere Dinge nennt Keller »Phänomene der dritten Art« (ebd.:85).

Mit folgenden Thesen beschließt Keller den ersten Teil seiner Untersuchung:

Was ich behaupten möchte, ist erstens, daß natürliche Sprachen Phänomene der dritten Art sind, keine Naturphänomene und keine Artefakte. Zweitens möchte ich behaupten, daß die Betrachtung der Sprache als Phänomen der dritten Art genau das leistet, was die Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts sich wünschten, und was bis heute ein Desiderat ist: ein Sprachbegriff, der dem ewigen Wandel der Sprache gerecht wird. (Ebd.:85)

5 Phänomene der dritten Art und der ihnen adäquate Erklärungsmodus

Welche Gegebenheiten ein Phänomen der dritten Art insbesondere in struktureller Hinsicht umfasst und welcher dieser Struktur entsprechende Erklärungsmodus genau vonnöten ist, wird im Folgenden erläutert.

5.1 Kellers Illustration seiner Theorie

Unter anderem verdeutlicht Keller anhand des Beispiels »Stau im Straßenverkehr« die strukturellen Merkmale eines Phänomens der dritten Art. Um diese Merkmale deutlich hervortreten zu lassen, beschreibt Keller einen stark simplifizierten Idealtypus einer Stausituation:

Automobile fahren auf einer einspurigen Straße mit jeweils einem Sicherheitsabstand von 30 m, die jeweilige Geschwindigkeit der Wagen beträgt 100 km/h. Der Fahrer a bremst plötzlich auf 90 km/h ab, der dahinterliegende b sieht die Bremslichter und weiß nicht, auf welche Geschwindigkeit a herunterbremst, vorsichtshalber verlangsamt er seine Geschwindigkeit auf 85 km/h, Fahrer c bremst seinen Wagen auf 80 km/h herunter, Fahrer d reduziert seine Geschwindigkeit auf 75 km/h usw. Fahrer s kommt zum Stillstand und mit ihm seine Nachfolger (vgl. ebd.:90f.).

Dieser Stau ist, wie sämtliche andere Phänomene der dritten Art, ein kollektives Phänomen: Er entstand durch Handlungen mehrerer Personen, die »gewisse Gleichförmigkeiten aufweisen«, sodass das Phänomen der dritten Art »Verkehrsstau« überhaupt erst generiert werden konnte (ebd.:91). Voneinander isoliert mögen die Handlungen irrelevant sein, in ihrem Zusammenschluss jedoch bringen sie gewisse kausale Resultate hervor, so Keller (vgl. ebd.:91).

Im vorliegenden Fall besteht die Gleichförmigkeit der Vielzahl von Handlungen darin, dass jede_r Fahrer_in nach der Maxime handelt »Lieber ein bißchen zu stark bremsen als ein bißchen zu schwach. Seine Intentionen sind darauf gerichtet, dem Vordermann nicht aufzufahren [...]« (ebd.:91).

5.2 Mikro- und Makrobereich

Nach Keller bedarf eine adäquate Betrachtung eines Phänomens der dritten Art des Bewusstseins, dass sich Phänomene der dritten Art in einen intentionalen Mikrobereich und einen kausalen Makrobereich unterteilen lassen (vgl. ebd.:92).

Der Mikrobereich umfasse »die an der Erzeugung eines Phänomens beteiligten Individuen bzw. ihre Handlungen«, der Makrobereich die durch den Mikrobereich hervorgebrachte Struktur (ebd.:93).

Keller resümiert: »Ein Phänomen der dritten Art ist die kausale Konsequenz einer Vielzahl individueller intentionaler Handlungen, die mindestens partiell ähnlichen Intentionen dienen« (ebd.:94). Es ist von Menschen, ohne dass sie dies beabsichtigt oder auch nur gemerkt hätten, »wie von unsichtbarer Hand erzeugt worden« (ebd.:92).

So seien die Bereiche der Rechtsprechung, der Sprache, des Staates, des Geldes und der Märkte allesamt Sozialgebilde, die als Phänomene der dritten Art am ehesten adäquat beschrieben würden (vgl. ebd.:94).

5.3 Struktur einer Erklärung mittels der unsichtbaren Hand

Die Makroebene wird mittels der Mikroebene hergeleitet, dabei vollzieht sich die Herleitung über drei Stufen, so Keller. Vonnöten seien:

1. die Darstellung bzw. Benennung der Motive, Intentionen, Ziele, Überzeugungen (und dergleichen), die den Handlungen der Individuen, die an der Erzeugung des betreffenden Phänomens beteiligt sind, zugrunde liegen, einschließlich der Rahmenbedingungen ihres Handelns;
2. die Darstellung des Prozesses, wie aus der Vielzahl der individuellen Handlungen die zu erklärende Struktur entsteht; und
3. die Darstellung bzw. Benennung der durch diese Handlungen hervorgebrachten Struktur. (Ebd.:99f.)

Die erste Stufe umfasse den finalen Erklärungsanteil, der kennzeichnend für Artefakte sei, Stufe zwei stelle den kausalen Erklärungsanteil dar, mithilfe dessen Naturphänomene erklärt würden. Vor diesem Hintergrund definiert Keller eine Invisible-hand-Erklärung folgendermaßen: »Eine Invisible-hand-Erklärung erklärt ihr Explanandum, ein Phänomen der dritten Art, als die kausale Konsequenz individueller intentionaler Handlungen, die mindestens partiell ähnliche Intentionen verwirklichen« (ebd.:101).

Stufe zwei bezeichnet Gesetzmäßigkeiten; daher sei Sprachwandel

(im Prinzip) erklärbar auf der Basis von Gesetzen. Aber er ist nicht prognostizierbar, und zwar nicht aus Mangel an Gesetzen, sondern weil das Erfülltsein der Prämissen [, also das Erfülltsein von 1.,] nicht vorhersagbar ist. (Ebd.:101)

Keller führt folgendes Beispiel für Sprachwandel an:

Stufe eins: Die Rahmenbedingung der Höflichkeit ist gegeben. Es gab zu verschiedenen Zeiten verschiedene Formen der Anrede von Frauen, sobald im deutschen Sprachraum das Galanteriegebot aus Südfrankreich eingeführt wurde. Der höflichen Anrede lag die Handlungsmaxime zugrunde »Greife bei der Anrede im Zweifel lieber eine Etage zu hoch als eine zu nieder« (ebd.:103).

Stufe zwei: Die höfliche Anrede *frowe* verschliss sich in ihrer Funktion der Höflichkeit, je etablierter die Anrede wurde. Der Verschleiß vollzog sich zu verschiedenen Zeiten bei »gnädige Frau«, »Frauenzimmer« oder auch »Dame« (ebd.:109).

Stufe drei: Denn, so die Struktur, das Galanteriegebot bewirkt, »daß immer tendenziell das ‚nächst höhere‘ Wort zum unmarkierten Normalausdruck wird, während das ehemals normale pejorisiert wird« (ebd.:109).

Kurzum: »Das Motiv der Galanterie auf der Ebene der Individuen führt auf der Ebene der Sprache langfristig wie von unsichtbarer Hand geleitet zur Pejorierung. Es handelt sich dabei um eine Form der Inflation« (ebd.:109).

5.4 Handlungsmaximen des Sprechens

Mittels verschiedener Handlungsmaximen erfasst Keller relevante Ähnlichkeiten des Handelns beim Sprechen; mindestens eine relevante Ähnlichkeit müsse bei

einer Vielzahl von Sprecher_innen vorkommen, damit diese überhaupt ungeplant einen Invisible-hand-Prozess sprachlicher Veränderungen bewirken können.

Als Hypermaxime sprachlicher Handlungen macht Keller die Maxime »Rede so, daß du sozial erfolgreich bist« aus (ebd.:122). Denn Sprache dient nach Keller vor allem der Funktion der Beeinflussung der Mitmenschen, das heiße, dass sprachliches, aber auch nichtsprachliches »Kommunizieren heißt zu versuchen, einen anderen zu etwas zu bringen«, letzten Endes mit dem Ziel, sozialen Erfolg zu erringen (ebd.:122). Freilich definieren Menschen sozialen Erfolg für sich mitunter recht verschieden.

Ausformuliert lautet die Maxime »Rede so, daß Du die Ziele, die Du mit Deiner kommunikativen Unternehmung verfolgst, am ehesten erreichst« (ebd.:127). Diese Hypermaxime fächert Keller in zwei Typen von Untermaximen auf: in dynamische Maximen, die Handlungen zugrunde liegen, die Veränderungen erzeugen, und in statische Maximen, die Stabilität bewirkenden Handlungen zugrunde liegen (ebd.:136f.).

Statische Maximen wären unter anderem die folgenden:

- Verständlichkeitsmaxime: »Rede so, wie Du denkst, daß der andere reden würde, wenn er an Deiner Statt wäre« (ebd.:137);
- Anpassungsstrategie: »Rede so wie die andern« (ebd.:138).

Dynamische Maximen hingegen erzeugen potenziell Sprachwandel, so Keller, und zwar dann, wenn viele Individuen unter bestimmten ökologischen Bedingungen sich an ähnlichen dynamischen Maximen orientierten, vorausgesetzt diese Maximen sind unter den gegebenen Umständen relevant für Veränderung.

Folgende Maximen seien dynamischen Charakters:

- »Rede so, daß Du beachtet wirst«;
- »Rede so, daß Du als nicht zu der Gruppe gehörig erkennbar bist«;
- »Rede amüsant, witzig etc.«;
- »Rede besonders höflich, schmeichelhaft, charmant etc.«;
- konomieprinzip: »Rede so, daß es Dich nicht unnötige Anstrengung kostet« (ebd.:139f.).

Keller merkt an, dass sprachliche Mittel zumeist nicht anhand einer einzigen Maxime gewählt werden; vielmehr »versuchen [wir] beim Reden, mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Anpassen, Auffallen, Verstanden werden, Energie sparen« (ebd.:140).

Nicht ungewöhnlich sei der Fall, dass sprachliche Mittel auf der Grundlage von Maximen gewählt werden, die einander widersprechen. Liegt ein derartiger Fall vor, müssten Kompromisse eingegangen werden, wenn Sprecher_innen dennoch nach beiden zugleich handeln wollen. Ein Beispiel hierfür wäre die Intention (durch unorthodoxes Sprechen) aufzufallen, aber dennoch verstanden zu werden

(vgl. ebd.:140).

Gültig bleibe stets die Hypermaxime und mit ihr meist das Ziel, verstanden zu werden (vgl. ebd.:140).

6 Kritik

Ein Kritikpunkt an Keller, erhoben durch die Forschung, ist der, dass sich der Linguist nur unzureichend mit Positionen anderer Sprachwandeltheoretiker_innen auseinandersetze (vgl. Ladstätter 2004:80). Des Weiteren bietet Keller, so Abraham, lediglich ein einziges ausführliches Beispiel, um seine Theorie philologisch zu illustrieren: die Verdrängung von »englisch« in der Bedeutung »engelhaft« aus dem Wortschatz der deutschen Sprache – mehr empirische Evidenz wäre wünschenswert (vgl. ebd.:81). Weitere Beispiele syntaktischen und phonologischen Wandels hätten Kellers Positionen zusätzliches Gewicht verliehen und den Vorwurf, dass Invisible-hand-Erklärungen lediglich einen Teil der Sprachwandelphänomene adäquat beschreiben könnten, vielleicht von vornherein entkräftet (vgl. ebd.:81).

Bibliographie

- FERGUSON, ADAM (1986): Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- KELLER, RUDI (2003): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache, 3. überarbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen: Francke (UTB 1567).
- LADSTÄTTER, FRANCINA: Die »unsichtbare Hand« in der Sprache. Eine kritische Betrachtung von Kellers Sprachwandeltheorie. In: Hentschel, Elke (Hrsg.): Linguistik online 18, 1/2004, S. 71-92. Einsehbar unter URL: http://www.linguistik-online.de/18_04/ladstaetter.pdf; zuletzt überprüft am 25.02.2015.
- MANDEVILLE, BERNARD DE (1980): Die Bienenfabel oder private Laster, öffentliche Vorteile, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- SMITH, ADAM (2009): Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes (Der Wohlstand der Nationen). Frankfurt a. M.: Zweitausendeins.

Miryam Schellbach

Das Stillstehen der Zeit. Die metaphorische Übertragung räumlicher auf zeitliche Konzepte

Ein alle Grammatikalisierungsphänomene einendes Moment ist, dass ihnen stets bestimmte kognitive Prozesse vorausgehen. Ein solcher Prozess, der dem Übergang einer lexikalischen zu einer grammatischen Form zugrunde liegt, ist die Metaphorisierung, d. h. die Verwendung von Metaphern. Das Ziel der vorliegenden Ausführungen soll sein, aufzuzeigen, wie sich solche Metaphorisierungsprozesse in der deutschen Sprache vollziehen, welchem intendierten und auch nicht-intendierten Zweck sie dienen können und letztlich, wie sie kategorisierbar und in der Konsequenz, metasprachlich erfahrbar gemacht werden können. Die der Analyse zugrundegelegten Beispiele konzentrieren sich gänzlich auf einen besonderen exemplarischen und zudem äußerst häufigen Metaphorisierungsprozess: Jenem der Übertragung von räumlichen auf zeitliche Konzepte. Diese, der Analyse zweckmäßige Einschränkung erhebt daher auch nicht den Anspruch einer vollständigen Erfassung der Metaphorisierungen in der deutschen Sprache, sondern versucht – ganz im Sinne Rudi Kellers Invisible-Hand-Theorie – den Metaphorisierungspfad rückwärts zu schreiten.¹ Die Suche soll daher bei der Übertragungsfigur par excellence selbst begonnen werden – *der Metapher*.

Dem griechischen Terminus *metaphorá* entlehnt, meint dieser Begriff wörtlich übersetzt die Übertragung. So verstehen wir die Metapher, als zu der Gruppe der Tropen gehörend und als eine semantische Ersetzungsfigur, die uns insbesondere als stilistische Auffälligkeit in Texten begegnet. Über den schulischen Vermittlungskanon von Metaphern hinausgehend, soll im Folgenden die Besonderheit dieser begrifflichen Ersetzung aufgezeigt werden. Metaphertheoretische Ansätze differenzieren in Spender- und in Empfängerbereich einer Metapher. Der Spenderbereich ist die begriffliche Quelle der Ersetzung, also jenes sprachliche Feld, aus dem ein Begriff oder auch, wie im Folgenden erwiesen sein wird, eine grammatische Kategorie in den Empfängerbereich übertragen wird. In den Worten der Linguistin Gabriele Diewald prägnanter: »Bei der Übertragung liegt der Ausgangspunkt des metaphorischen Prozesses im Spenderbereich: die Zei-

¹ So vergleicht Keller etwa Grammatikalisierungsprozesse mit der Entstehung eines sprachlichen Trampelpfades. Kurzum, gemeint sind damit Prozesse die bewirken, dass eine intendierte Sprachhandlung unintendierte Folgen hat. Solche »Trampelpfade« werden von der Sprechergemeinschaft täglich hundertfach beschritten, zum Einen, weil sie effizienter im Sinne der Sprachökonomie sind, zum Anderen durch die Nachahmungstendenz innerhalb Sprechergemeinschaften. Vgl. Keller 1996:100f.

chenform wird auf einen anderen Inhalt ausgeweitet, übertragen.« (Diewald 2010:44) Der Metapher eigen sind darüber hinaus zwei Sachverhalte: Erstens weisen Spender- und Empfängerbereich scheinbar eine Ähnlichkeitsbeziehung auf und zweitens lässt sich ein Abstraktionsgefälle zwischen ersetzendem und ersetztem Ausdruck feststellen. Der Begriff aus dem Spenderbereich bietet so die Möglichkeit relativ konkret über den eher abstrakten Begriff des Empfängerbereichs zu sprechen. Sehen wir nun von dem im Bereich der Literatur eigens differenzierten Gebrauch von Metaphern ab, so bietet uns Letzteres bereits einen Ansatz zu der Frage, warum es im alltäglichen Sprachgebrauch notwendig ist Metaphern zu verwenden.

In seiner Rhetorik »*de oratore*« beschreibt Cicero zwei Arten der Metapher: Jene, die dem Redeschmuck dienen und somit nicht notwendig sind, aber dennoch Annehmlichkeit und Vergnügen versprechen.² Die zweite Klasse der Metaphern sind der *inopia* geschuldet, der Armut unserer Ausdrucksmöglichkeiten. So lässt Cicero Crassus sagen: »Die Übertragung der Bedeutung eines Wortes ist weit verbreitet: Die Notwendigkeit hat sie unter dem Druck aus Mangel und Verlegenheit hervorgebracht«³. Um eben jene Metaphern, die notwendig sind, weil sie einen mangelnden Ausdruck ersetzen und somit komplexe Sachverhalte benennen und greifbarer machen und dadurch, so Diewald »unserer Konzeptualisierung von abstrakten kognitiven Bereichen« (Diewald 2010:45) dienen, soll es im Folgenden gehen. Von der *inopia*, dem Mangel an Ausdrucksmöglichkeiten ausgehend, kann festgehalten werden, dass insbesondere jene Metaphern Grammatikalisierungsprozesse erfahren, die Abstrakta konkretisieren, oder, um den Zweig der sogenannten kritischen Metaphernforschung nach George Lakoff nicht gänzlich zu vernachlässigen, jene, die Abstrakta *scheinbar* konkretisieren, jedoch unbestritten ihren Komplexitätsgrad reduzieren. Was sind nun jene zu benennenden Bereiche, für die uns die Ausdrucksmöglichkeiten fehlen? Diewald weist darauf hin, dass wesentliche Metaphorisierungen dort vorliegen, wo *temporale*, also zeitliche Konzepte beschrieben werden sollen. Wodurch kann die Zeit als Abstraktum, vielleicht sogar als das Abstrakteste, konkretisiert werden? An dieser Stelle bietet es sich an, den üblichen Textkanon der Linguistik für einen Moment zu verlassen.

In seiner »*Kritik der reinen Vernunft*« unterzieht Immanuel Kant die Grundlagen unserer Erkenntnisse einer Prüfung. Dabei beschäftigt er sich auch mit dem Begriff des Raumes, bzw. der Räumlichkeit und viel mehr noch mit dem, was wir vom Raum auf die Zeit übertragen:

Äußerlich kann die Zeit nicht angeschaut werden, so wenig wie der Raum, als etwas in uns. Was sind nun Raum und Zeit? Sind es wirkliche Wesen?

² Vgl. Cicero: *De oratore* III, 159 in Cicero, *Werke in drei Bänden*, S.229.

³ Cicero: *De oratore* III, 155 in: Cicero, *Werke in drei Bänden*, S.227.

[...] Der Raum ist eine notwendige Vorstellung, a priori, die allen äußeren Anschauungen zu Grunde liegt. [...] Er wird also als die Bedingung der Möglichkeit der Erscheinungen, und nicht als eine von ihnen abhängende Bestimmung angesehen, und ist eine Vorstellung a priori, die notwendiger Weise äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt. (Kant 1997:70f.)

und später fortführend:

Wir können demnach nur aus dem Standpunkte eines Menschen vom Raum, von ausgedehnten Wesen, etc. reden. (Kant 1997:75)

Wenn nun – mit Kant – davon ausgegangen wird, dass der Raum eine Vorstellung ist, die anderen Vorstellungen – *redend*, also sprachlich – zu Grunde gelegt werden, so sollen die folgenden Ausführungen dazu dienen, die »Spur« des Raumes in der Sprache aufzunehmen.

Warum scheint es uns leichter zu fallen den Raum zu denken, id est zu versprachlichen als die Zeit? Anders als die Zeit werden Räume in Anlehnung an die Pädagogin Westphal

nicht passiv wie in einem Spiegel eingefangen. Es zeigt sich, daß sich jedes Individuum aktiv und individuell verschieden Raum erschließt. Raum ist dann nicht allein visuell vor uns ausgebreitet, sondern wir treten in nicht nur den einen Raum ein, sondern in verschiedene Räume, wir bewegen uns darin, und wir erleben Räume. (Westphal 2001:4)

Das Denken in Räumen, also die Orientierung, Lokalisierung, im pädagogischen Sinne Piagets auch der Verlust des frühkindlichen Egozentrismus⁴ und somit die Fähigkeit zum nicht nur räumlichen, sondern allgemein subjektiven Perspektivwechsel ist manifester Teil kindlichen Lernens und erscheint somit weit weniger abstrakt, als das Wahrnehmen temporaler Konzepte. Die Räumlichkeit der Zeit, also den *Zeitraum* versprachlichen wir substantivisch, verbal und vor allem auch präpositional.

Soll der Fokus zunächst auf den Präpositionen liegen, so bietet es sich an, das sehr eingängige Beispiel Diewalds aufzugreifen. Die Blickrichtung eines Sprechenden auf einem Gegenstand, der *vor* einem Schrank steht wird zu einer linearen Zeitachse, in dem wir die lokale Präposition *vor* zur Konzeptualisierung heranziehen. Vor 9 Uhr heißt es dann, nicht unterhalb 9 Uhr oder im Negativbereich von 9 Uhr, so wie es in der Terminologie der Linearfunktionen üblich wäre. Diewald beschreibt diese lokale Metapher folgendermaßen:

⁴ Die Egozentrismus-Konzeption entwickelt Piaget maßgeblich in seiner Publikation »Das Weltbild des Kindes. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2003.«

Die räumliche Verwendung von *vor* [...] impliziert typischerweise eine räumliche Konstellation, bei der der lokalisierte Gegenstand sich zwischen Sprecher und Bezugspunkt [...] befindet. Entsprechend impliziert die temporale Verwendung von *vor* [...] eine zeitliche Situation, in der sich der einzuordnende Zeitpunkt zwischen dem Sprechzeitpunkt und dem in der Zukunft liegenden Bezugspunkt befindet. (Diewald 2010:46)

In Anlehnung an die Ausführungen Diewalds (vgl. ebd.:50) lassen sich nun folgende Indizien zusammenstellen, die beweisen, dass bei der Grammatikalisierung der Präposition »*o r*« eine metaphorische Übertragung stattgefunden hat:

1. Der Abstraktionsgrad: Zeitliche Konzepte sind weitaus abstrakter als räumliche und metaphorische Übertragungen finden sich immer dort, wo Abstrakta durch Konkreta ersetzt werden.
2. Die Verbleichung: die ursprüngliche – lokale – Bedeutung der Präposition verbleicht, in dem Sinne, dass eine neue Bedeutungsdimension hinzutritt, jene der zeitlich-linearen.

Mit dem Französischen und Englischen seien zwei Sprachen aufgeführt, in denen sich ähnliche Übertragungen auffinden lassen. Wie Diewald darlegt, ist das englische *going-to-be* als Futurmarker ein relationales Konzept, welches ein Bewegungsverb, namentlich die räumliche Bewegung des Gehens, in das Zeitliche, präziser, in das Tempus des nahen Futurs überträgt (vgl. ebd.:50). Die Erweiterung des Bedeutungszusammenhangs tritt in 1. und 2. deutlich hervor:

1. *I am going to a lecture.*
2. *I am going to hold a lecture.*

In Satz 1 wird das Syntagma *to a lecture* als Präpositionalphrase verstanden, die das Bewegungsverb *gehen* ergänzt, indem es dem *Gehen* eine Richtung gibt. Im zweiten Satz hingegen verblasst die direktionale Bedeutung, also die Wörtlichkeit des Gehens, um es metaphorisch auszudrücken: das *Lexem* geht verloren. Verloren *geht* die Bedeutung des physischen Aktes der Bewegung (vgl. Sweetser 1988, zitiert nach ebd.:51), bzw. das räumliche Sich-Fortbewegen, hinzu tritt stattdessen die Nuance der Zukünftigkeit oder einer Intention, die im Sinne eines Vorhabens oder Bestrebens gleichermaßen auf die Zukunft hinausweist. Folglich lässt sich auch hier, so Diewald, ein »Transfer zwischen zwei kognitiven Domänen« (ebd.:55) feststellen. Für diesen gilt, dass der Spenderbereich, also die wörtliche Bedeutung des Gehens konkreter und im – wahrsten Sinne des Wortes – *eingängiger* ist. Auch die hier erfolgte Übertragung »aus dem menschlichen Bereich in den der Objekte« (ebd.) klassifiziert Diewald als Typikum der erfolgten Grammatikalisierung des *going-to-Futurs*. Zusammenfassend liegt mit dem *going-to-future* ein Fall von metaphorischer Übertragung vor, der im Zuge

der Grammatikalisierung zu einer eigenständigen grammatischen Kategorie, namentlich der des englischen Futurs wurde.

Geht man vom Englischen ins Französische und von der grammatischen Kategorie zu der Wortart des Substantivs, so kann das sogenannte Verblasen der Metapher an folgendem Beispiel deutlich herausgestellt werden.

Et cela en l'espace d'une seule seconde!
Und das innerhalb einer Sekunde!

Das durch das Demonstrativpronomen *cela* substituierte Ereignis vollzieht sich innerhalb einer Sekunde. Schon in der Übersetzung (*innerhalb* ist eine lokale Präposition!) wird deutlich, dass ein Reden über Zeit ohne Metaphern kaum möglich ist. Doch darüber hinaus ist *l'espace*, wörtlich übersetzt, der Platz oder auch der *Raum*, der *Zeitraum* des Geschehens. Diewald weist darauf hin, dass das Verblasen oder im konkreten Fall die Erweiterung des Begriffs, hier *Raum*, keineswegs bedeutet, dass dieser in seinem Spenderbereich, nämlich dem der räumlichen Wahrnehmung, seine Bedeutung verlieren muss. Stattdessen verzeichnet der Larousse, das meistverkaufteste enzyklopädische Wörterbuch der französischen Sprache, eben jene *zwei* Bedeutungsnuancen, die für eine grammatikalisierte metaphorische Übertragung konstitutiv sind: »un certain volume au sein d'une étendue« (ein bestimmtes Volumen innerhalb einer Ausdehnung) paraphrasiert die wörtliche Bedeutung, wohingegen »l'intervalle de temps« jene übertragene Bedeutung benennt, in der die Räumlichkeit zugunsten eines Zeitintervalls verblasst. Somit führt die metaphorische Übertragung zu einer Ausweitung, also einer Extension (vgl. Szczepaniak 2011:34) des Begriffs auf einen abstrakteren Kontext.

Anhand der dargestellten Beispiele wurden die grundlegenden Charakteristika grammatikalisierten Metaphern im sprachlichen Feld der Zeit eingeführt. Welche metaphorischen Übertragungen stehen darüber hinaus zur Verfügung um temporale Umstände zu artikulieren und sind diese ähnlich stark grammatikalisiert? Hier soll das Textkorpus des Wortschatzes der Universität Leipzig angeführt werden.

Dieses Korpus speist sich aus frei verfügbaren digitalen Quellen, insbesondere aus Nachrichtentexten und stellt mit einer Datenmenge von ungefähr 13 Millionen Wörtern eines der größten digitalen Wörterbuchressourcen der deutschen Sprache dar. Große Bedeutung in der sogenannten Informationsrückgewinnung und somit für die Sichtbarmachung »unbewusster« sprachlicher Strukturen kann eine Analyse der Kookkurrenzen des Begriffs der Zeit sein. Kookkurrenzen sind jene Wörter, die besonders häufig mit diesem in einem syntaktischen Zusammenhang erscheinen, also in einem Satz auftreten. Das häufig benachbarte Auftreten zweier Begriffe bedeutet in den meisten Fällen, dass diese in einem semantischen Zusammenhang stehen. Typischerweise weisen signifikante Kookkurrenzen eine

der folgenden Muster auf: Der Suchbegriff und sein i. w. S. benachbarter Begriff stehen in einem Verhältnis der Eigennamen oder festen Fügungen miteinander oder stellen typische Eigenschaften als Substantiv-Adjektiv-Verbindung dar. Um die Nachbarschaftskookkurrenzen näher zu illustrieren wurde im Folgenden in linke und rechte Nachbarn getrennt, hierbei ist voranzustellen, dass in einer typischen Nominalphrase unmittelbar vor dem Subjekt ein Adjektiv, also eine Attribuierung des Subjekts zu erwarten ist (vgl. Heyer/Quasthoff/Wittig 2006:142).

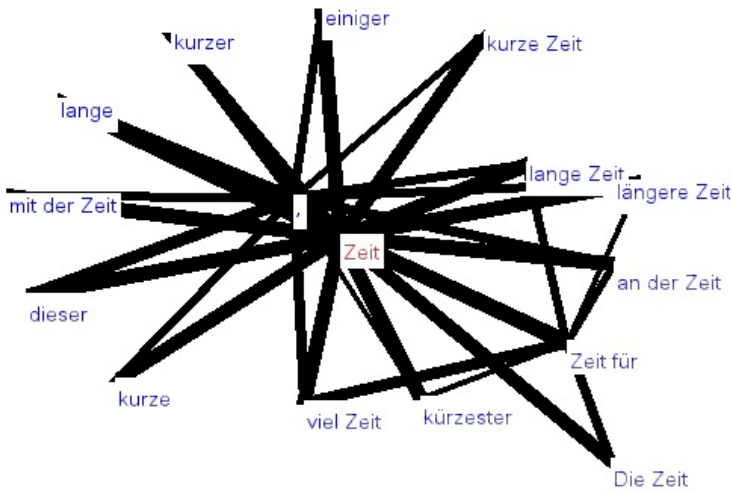
Signifikante Kookkurrenzen der Zeit sind nach dem Wortschatz der Uni Leipzig⁵ die folgenden Begriffe:

Signifikante Kookkurrenzen für Zeit	für, lange, viel, kurze, einige, längere, an der, kürzester, dieser, mit der, kurze, letzter, geraumer, lange, die ganze, in absehbarer, höchste, in jüngster Zeit, in nächster Zeit, im Laufe der Zeit, zur gleichen Zeit
Signifikante linke Nachbarn von Zeit	dieser, einiger, kurzer, lange, letzte, kürzeste, zur, der, längere, geraume, viel, absehbar, die, jüngste, einige, gleich, unbestimmte, keine, ganze, jene, seine unsere, heutige, meiste, höchste, an der, mehr, genügend, wenig, diese, allzu lange, einer, selben, höchste, gegeben, damals, genug, die, keiner, viel, jeder, gewisse, seine, kurze, geraume, rechten, richtigen, schöne, heutige, ihrer, meiner, so viel, Tage, beste, aktive, wertvolle, allerhöchste, eine, zu viel, gewissen, kaum, falsch, schwer
Signifikante rechte Nachbarn von Zeit	für, später, geirrt, lang, des, von, zwischen, zum, als, drängt, zu, nehmen, nach, in, reif, vergeht, gehabt, dauern, vergehen, danach, vom, vor, nach dem, war, dafür, am falschen Ort, bis, wieder, nicht, seines, gelassen, für sich, mit, verschoben, bleibt, gekommen, haben, vebringen, hat, genommen, lassen, voraus, erkannt, brauchen, stehen geblieben, nicht mehr, miteinander, immer, einplanen, fürs, ist, vertreiben, noch, vergangen, habe, mitbringen, im, verloren, verstreichen, zur, zurückdrehen, heilt, läuft, braucht, galt, gebraucht, meines, genug, nimmt, gegeben, verging, zur freien Verfügung, davor, ihres, hatte, nicht mehr, keine

Anhand des signifikanten Kookkurrenten *kurz* sei hier eine exemplarische Etymologie aufgezeigt:

⁵ Online: <http://wortschatz.uni-leipzig.de>; Suchbegriff »Zeit«.

Graph v. 1.6 für Zeit

(Abb. nach <http://wortschatz.uni-leipzig.de>)

Kurt, mhd. *kurz*, ahd. *kurz* oder *kurt* ist entstanden aus dem lat. *curtus*, das mit *abgeschnitten* übersetzt werden kann. So gibt auch Pierers Universallexikon von 1860 als Bedeutung »eine geringe Ausdehnung in der Länge habend« an (Pierer 1860:924). Der Duden verzeichnet dann neben dieser ersten die Bedeutung der geringen zeitlichen Ausdehnung, die somit als zweite Bedeutungsnuance hinzutritt. Ähnliches ergibt sich in Bezug auf das Adjektiv *geraum*: mhd. *gerūm*, ahd. *gīrūmo* bedeutet es »bequem« und leitet sich ab von dem Adjektiv *rūma*, das mit »geräumig« übersetzt werden kann. Das heutige *geraum* ist laut Duden ein Adjektiv, das vor allem die Dimension des zeitlich Längeren trägt. Die Bedeutungsverengung, die hier stattgefunden hat, kann an dieser Stelle nicht weiterführend betrachtet werden. Vielmehr dient der Begriff als ein weiteres Beispiel für die Verschiebung bzw. Übertragung des räumlichen auf das zeitliche Vokabular. Mit der Kollokation *absehbar* sei hierfür ein letztes Beispiel genannt. Von *absehen* affigiert, lässt sich das Adjektiv paraphrasieren mit »zu Ende sehen, das Ende einer Sache mit dem Gesichte erreichen«⁶. Die vormalig räumliche Bedeutung hat auch hier eine Konnotation hinzugewonnen, die einen temporalen Aspekt enthält. So meint die Kollokation *in absehbarer Zeit* einen Zeitraum, dessen Endpunkt bereits eingesehen werden kann.

Wie können wir die Spuren des Raumes in Beschreibungsmodi der Zeit zu-

⁶ Online: <http://www.zeno.org/Adelung-1793/A/Absehen?hl=absehen>; Suchwort: »absehen« (letzter Zugriff: 08.12.2014).

sammenfassen? Zunächst einmal denken wir Zeit als einen Strahl (*Zeitstrahl*) mit einer Skalierung und i. w. S. mit Anfangs- und Endpunkten. Dabei steht die Zeitdauer analog zur Länge des Intervalls auf dem Strahl (vgl. Stöckel 1996:5). Doch darüber hinaus wird die Zeit auch durch die räumlichste Erfahrung schlechthin gedacht: durch die Bewegung. Nicht nur geht eine Uhr (bzw. geht nicht mehr), sondern die Zeit *schreitet* auch voran, *rennt* vielleicht sogar, oder *bleibt stehen*. Die Zeit wird, indem wir über sie sprechen *wie* wir über sie sprechen zu einer abstrakten Kategorie, die von den in ihrem Rahmen stattfindenden Ereignissen unabhängig ist (vgl. Sinha et al 2011:141). Die gängige kognitionswissenschaftliche Auffassung ist nun, dass hinter diesen autonomen und in Sprache materialisierten Zeitkonzepten eine natürliche, vorsprachliche Zeit stünde: die »Time as Such« als universelle kognitive Kategorie (ebd.). Die Sprache wird nicht nur Konzeptualisierungsraum der Time as Such, sondern auch gleichzeitig Zeugin für die Art und Weise eben jener Konzeptualisierung:

In der Sprache zeigt sich deutlich die Vorstellung, wie eng Zeit und Raum im menschlichen Bewusstsein miteinander verbunden sind. Wir reden von »Zeiträumen«, »langer oder kurzer Zeit« oder von »geraumer Zeit«. Diese Begriffe bezeichnen ebenso wie »nach« und »vor« ursprünglich Räumliches. In allen Sprachen sind zeitliche Begriffe, wenn sie historisch zurückverfolgt werden, räumlicher oder raum-zeitlicher Art (Stöckel 1996:6).

Die Räumlichkeit der Zeit in allen Sprachen ist jedoch ein vermeintlich angenommener Universalismus, der unter anderen von Sinha in einer ethnolinguistischen Studie widerlegt werden konnte. Amondava, die Sprache einer gleichnamigen, im brasilianischen Amazonasgebiet lebenden indigenen Gemeinschaft, stellt ein großes Repertoire an Ausdrücken zur Konzeptualisierung des Raumes bereit, die jedoch nicht zur Versprachlichung von Zeit-Konzepten herangezogen werden. (Vgl. Sinha et al 2011:160) Vielmehr sind Raum- und Zeitlexeme in Amondava gänzlich voneinander separiert, wobei Letztere insbesondere durch Affigierung der Nomina realisiert werden. Sinha merkt zudem an, dass die Zeit nicht linear, sondern »event-based« (ebd.:160) artikuliert wird, also in Zeiteinheiten, die durch ein spezifisches Ereignis erst konstituiert werden. Diese Absenz einer sprachlichen Zirkularität manifestiert sich nach Sinha et al auch kognitiv:

None of our language consultants either verbally described a temporal cycle or produced a physical schematic model (installation) that possessed a circular structure (ebd.:162)

Stattdessen führt die Konzeptualisierung der Zeit als ereignisbasierte Entität geradewegs zu einer sprachlichen Strukturierung in Tages- und Jahreszeiten-Intervallen.

Sollte an dieser Stelle der Eindruck entstehen, die These des Time-Mappings wäre widerlegt, so ist dem nicht stattzugeben. Vielmehr weist Sinha in der Sprache der Amondava auf eine strukturell ähnlich, wenngleich lexikalisch gänzlich differente Zeitmetaphorisierung hin: die Konzeptualisierung der Lebensalter von Mitgliedern der Sprachgemeinschaft in Abhängigkeit von ihrer Tätigkeit. So markiert die Affigierung durch das Suffix »-po (<make/do/work>« (ebd. 162) an Individualbezeichnungen den Eintritt von weiblichen Amondava in das Erwachsenenalter. Die Metaphorisierung in diesem Fall wäre somit eine Übertragung von Tätigkeiten auf die soziale Struktur, namentlich auf die Verschränkung von individuellen Benennungen und *individueller Zeitlichkeit* im Sinne des Lebensalters.

Diese und dergleichen Untersuchungen⁷ weisen folglich darauf hin, dass der Auffassung einer universalen Raum-zu-Zeit-Metaphorisierung nicht stattzugeben ist. Vielmehr, und hier hebt sich der Widerspruch zumindest in Ansätzen auf, muss der Universalismus reduziert werden zu einem generellen Universalismus der Nahrung von Zeit-Konzepten durch andere, namentlich physischere Konzepte.

⁷ Siehe etwa auch Whorfs Analyse der Hopi-Zeit (1950).

Bibliographie

- Cicero (1989): *De Oratore*. In: Cicero. Werke in drei Bänden, hrsg. von Liselot Huchthausen, Band 2., Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag.
- DIEWALD, GABRIELE (2010): *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen*, Tübingen: Niemeyer.
- HEYER, GERHARD/QUASTHOFF, UWE/WITTIG, THOMAS (2006): *Text Mining: Wissensrohstoff Text. Konzepte, Algorithmen, Ergebnisse*. Bochum: W3L.
- KANT, IMMANUEL (1977): *Werke in zwölf Bänden*. Band 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- KELLER, RUDI (1996): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*, Tübingen: Niemeyer.
- PIERER, HEINRICH A. (1860): *Pierer's Universal-Lexikon*, Band 9., Altenburg: Verlagsbuchhandlung von H. A. Pierer.
- SINHA, CHRIS ET AL. (2011): *When Time is not Space: The social and linguistic construction of time intervals and temporal event relations in an Amazonian culture*. In: *Language and Cognition* 3(1): 137-169.
- STÖCKEL, IRIS (1996): *Perspektiven des Phänomens Zeit und die Zeitbewußtseinsentwicklung bei Piaget*. Essen. Online im Internet: <http://www.linse.uni-due.de/linse/esel/pdf/piaget.pdf>; letzter Zugriff: 08.12.2014.
- SWEETSER, EVE ELIOT (1988): *Grammaticalization and semantic bleaching*. In: *Berkeley linguistics society* 14, 389-405.
- SZCZEPANIAK, RENATA (2011): *Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Wortschatz Universität Leipzig. URL: <http://wortschatz.uni-leipzig.de>; letzter Zugriff: 08.12.2014. Suchbegriff: »Zeit«.
- WESTPHAL, KRISTIN (2001): *Füße im Wind – Raumwahrnehmung von Kindern*. In: *Sachunterricht Lernfeld Räume*, hrsg. von Gertrud Beck, Eigen- druck des Fachbereich Erziehungswissenschaft, Frankfurter Beiträge zur Erziehungswissenschaft.

Franziska Schäl

Metonymie als kognitiver Prozess der Grammatikalisierung

1 Einleitende Bemerkungen

Bei der Metonymie und der Metapher handelt es sich um rhetorische Stilfiguren, wobei letzterer weitaus mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Diewald bezeichnet demnach die Metonymie auch als »arme Verwandte« der Metapher (1997:53). Beide Stilmittel ersetzen einen Begriff oder einen Ausdruck durch einen anderen. Oftmals kann die Grenze zwischen Metonymie und Metapher nicht eindeutig gezogen werden. Diese Arbeit soll im Allgemeinen untersuchen, inwieweit die beiden Stilfiguren zusammenspielen, aufeinander aufbauen oder sogar gegensätzlich sind. Der Schwerpunkt soll jedoch vorrangig auf der Metonymie liegen, wobei dies aufgrund der immer wiederkehrenden Parallelen beziehungsweise Abhängigkeiten nicht explizit und isoliert eingehalten werden kann.

Im folgenden Kapitel werden zunächst diverse Grundbegriffe erklärt, welche für die Analyse der Verwendung von Stilfiguren von Bedeutung sind. Weiterhin wird die Rolle des Bedeutungswandels beziehungsweise der Bedeutungsverschiebungen innerhalb des historischen Sprachwandels angesprochen. Außerdem beschäftigt sich dieser Abschnitt mit Bedeutung und Definition der mit diesem geschichtlichen Gegenstand in engem Zusammenhang stehenden Implikaturen.

Kapitel drei enthält Überlegungen zur Einordnung der Metonymie in den Bereich der kognitiven Grammatikalisierungsprozesse. Parallelen zur Metapher werden dabei ebenfalls angeschnitten.

Im vierten Abschnitt wird noch einmal näher auf die Eigenschaften und Erkennungsmerkmale von Metonymien und Metaphern eingegangen und darauf, wie diese miteinander interagieren.

2 Metonymie – Was ist das eigentlich?

2.1 Klärung von Grundbegriffen

Die Beschäftigung mit der Metonymie als rhetorischer Stilfigur macht die Betrachtung einiger weiterer wichtiger Begriffe sinnvoll. Da die Metonymie (wie auch die Metapher) ein wichtiger Bestandteil des umfassenden sprachwissenschaftlichen Bereichs der Semantik und Pragmatik ist, muss geklärt werden, welche Rolle die Stilfigur in diesem Gebiet einnimmt und wo genau sie einzuord-

nen ist.

Semantik und *Pragmatik* beschäftigen sich im Allgemeinen mit der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke und Äußerungen. Der Unterschied zwischen diesen Disziplinen besteht darin, dass in semantischer Hinsicht Formulierungen (Wörter, Wortfolgen oder auch ganze Sätze) Bedeutungen zukommen, die bereits bekannt sind. Im Hinblick auf die konkrete Verwendung der sprachlichen Ausdrücke spielen jedoch auch die nachfolgende Entstehung neuer, unbekannter Bedeutungen, die Voraussetzungen oder auch die Effekte des Geäußerten eine wichtige Rolle – die Beschäftigung damit wird *Pragmatik* genannt. Da die Metonymie als Stilfigur im Bereich der Bedeutungsverschiebungen und Mehrdeutigkeiten zu finden ist, fällt sie in den Komplex der pragmatischen Bedeutungsebene (vgl. Drügh 2012:81).

Eine klare Trennung zwischen Semantik und Pragmatik ist umstritten, denn oftmals gibt es Überschneidungen und Grenzfälle. Im Bereich der verschiedenen Bedeutungsebenen wird die sogenannte *Sprechakttheorie* als »wichtige[r] Bestandteil der Pragmatik, [...] aber als Ergänzung semantischer Theorien« gesehen (Drügh 2012:86). Damit in engem Zusammenhang stehend, wird im Deutschen und Englischen eine Dreiteilung von Bedeutungsebenen festgelegt: die *Ausdrucksbedeutung*, die das einfache Vorhandensein der Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks beschreibt, die *Äußerungsbedeutung*, bei der die Bedeutung abhängig von der Äußerungssituation ist und der *kommunikative Sinn* des Gesagten, welcher die tatsächlich beabsichtigte Bedeutung des Sprechers darstellt (ebd.). Das Gesagte unterscheidet sich sehr häufig von dem wirklich Gemeinten. Bei Drügh wird dies anhand der Äußerung *Dein Hund hat mich gebissen* erläutert: Diese Bemerkung enthält neben einer beschriebenen Tatsache auch Bedeutungen, die sich vom Hörer als indirekte Vorwürfe oder handlungsinitiierende Aufforderungen interpretieren lassen können (2012:95).

Die Indirektheit sprachlicher Äußerungen geht also in den meisten Fällen mit mehreren zusätzlichen Deutungen einher, die als *Implikaturen* bezeichnet werden, auf welche in Kapitel 2.3 noch einmal näher eingegangen wird. Sie stehen eng im Zusammenhang mit der Metonymie, da auch hier eine starke Abhängigkeit von der Äußerungssituation oder des vorhandenen Weltwissens vorzufinden ist. Teil dieser Mehrdeutigkeiten sind so genannte *Bedeutungsverschiebungen* (metaphorisch und metonymisch) (vgl. Drügh 2012:96). Bei der *Metonymie* handelt es sich laut DRÜGH um eine solche Bedeutungsverschiebung, wenn »Bezeichnungen für Dinge einer Sorte systematisch für Dinge einer anderen Sorte verwendet werden[, wie] z.B. Ausdrücke für Orte [...], um uns auf Personen zu beziehen, die mit diesem Ort in Zusammenhang stehen [...]« (2012:97). Dies ist im folgenden Muster der Fall: Wenn ein Lehrer im Klassenzimmer äußert, dass ihm die vordere Bankreihe zu laut redet, dann meint er mit »Bankreihe« die dort sitzenden Schüler. Dass eine Bankreihe nicht fähig ist zu

sprechen, gehört gewöhnlich zum sprachlichen Wissen eines Menschen, was der Grund beziehungsweise die Voraussetzung für eine entsprechend richtige Uminterpretation dieser Äußerung ist. Auf Vorgänge dieser Art wird im Folgenden noch einmal näher eingegangen.

Bei der *Metapher* werden sprachliche Bilder zur Bezeichnung von Dingen genutzt (vgl. Drügh 2012:97), wobei zwischen kreativen, konventionellen und lexikalisierten Metaphern unterschieden wird (ebd.). Sowohl Metonymie als auch Metapher werden als kognitive Verarbeitungsstrategien der Grammatikalisierung bezeichnet. Diese Prozesse werden *Metaphorisierung* und *Metonymisierung* genannt. Nach Diwald gehören diese Vorgänge »in der Dichtung und in der Alltagssprache zu den wirksamsten und ökonomischsten Methoden der Erweiterung unserer Ausdrucksmöglichkeiten« (1997:42).

Eine eindeutige Trennung zwischen Pragmatik und Semantik vorzunehmen und linguistische Eigenschaften gezielt und explizit in eine solche Kategorie einzuordnen, ist keine leichte Aufgabe. Allgemein lässt sich jedoch die Analyse einer Ausdrucksbedeutung in die Semantik, das Erforschen eines kommunikativen Sinns des Gesagten in den Bereich der Pragmatik einordnen (vgl. Drügh 2012:96).

2.2 Einordnung in den historischen Sprachwandel

Jede natürliche Sprache, so auch die deutsche, besteht aus Teilsystemen. Demnach ist nicht der allgemeine Wandel der Sprache an sich zu betrachten, denn auf sprachlichen Ebenen erfolgt eine Veränderung jeweils nach eigenen Grundsätzen. So muss beispielsweise zwischen dem Lautwandel, dem morphologischen Wandel aber auch dem Bedeutungswandel differenziert werden. Da die Metonymie zweifellos in den letzteren Bereich eingeordnet werden kann, konzentriert sich dieses Kapitel auf historische Veränderungen auf der Bedeutungsebene einer Sprache.

Eine semantische Veränderung von Wörtern, die sich meist über einen Zeitraum von mehreren hundert Jahren erstreckt, wird als semantischer Wandel bezeichnet. Dies ist nicht zu verwechseln mit einem lexikalischen Wandel, bei welchem sich auch der »Wortkörper« verändert (Nübling 2010:108). Sprach man im Mittelhochdeutschen (1050-1350) beispielsweise von einem »kranken« Pferd, so meinte man damit nur ein schwaches, aber kein im heutigen Sinne erkranktes (ebd.:6, 108) – hier hat folglich ein semantischer Wandel stattgefunden.

Eine inhaltliche Neuerung beziehungsweise Veränderung tritt dann ein, wenn ein Wort in bisher ungebräuchlicher Art und Weise verwendet wird. Der Anlass dafür spielt an dieser Stelle nur eine untergeordnete Rolle, jedoch ist wichtig, ob sich diese Veränderung auch langfristig durchsetzt. Anhand des folgenden Beispiels lässt sich ein so genannter metonymischer Wandel verdeutlichen: Das

deutsche Wort *Brille* ist ursprünglich auf den Grundstoff zurückzuführen, aus dem sie entstand, nämlich auf den Halbedelstein *Beryll*. Aufgrund der Tatsache, dass dieser Stein die Eigenschaft aufweist, Dinge optisch zu vergrößern und hell zu glänzen, erfolgte im Französischen die Ableitung *briller* – *glänzen*. Im Deutschen entstand daraus wiederum *brillieren* oder auch *brilliant*. Der aus dem Mittelhochdeutsch stammende Begriff *berille* wurde zum neuhochdeutschen Wort *Brille* (seit 1650), welches auch als *Sehhilfe* zu bezeichnen ist. Zusammenfassend ist an dieser Stelle festzuhalten, dass das verwendete Material für das Produkt steht. (Nübling 2010:6, 121)

Ein weiteres Beispiel für ein Symptom einer so genannten *Gemütsbewegung* im Bereich der Metonymien in der heutigen Zeit ist das Wort *zittern*, welches unter anderem des Entsetzens sein oder das Angsthaben steht. Ähnlich verhält es sich mit *erschrecken*, das mit dem Zustand des Entsetzens verknüpft ist. In der frühen Phase des Neuhochdeutschen (um 1700) wurde *erschrecken* jedoch vielmehr mit körperlichem Aufspringen in Zusammenhang gebracht, als Reaktion auf den Schreck. Diese Konventionalisierung zeigt sich beispielsweise in dem Satz *Das glasz wird im feuer schricken*. Gemeint ist hier *zerspringen*. In dem Begriff *Heuschrecke als Grasspringer* ist diese Bedeutung noch heute zu finden. (ebd.:6, 120)

Der häufigste Vorgang der semantischen Neuerung ist die Metaphorisierung als Form der bildlichen Übertragung. Hier lassen sich zahlreiche aktuelle Beispiele finden, wie beispielsweise *Sie spielt immer die erste Geige* oder *Sie hat ihm einen Bären aufgebunden*. Dies gilt ebenso für einzelne Wörter wie *Tischbein* oder *Fingerhut*. Auch die Entstehung einer so genannten *Polysemie* ist im Bereich dieses semantischen Prozesses kein seltenes Phänomen: In diesem Zustand existieren Bedeutungen nebeneinander, wie zum Beispiel in *Sie hat das Steuer fest im Griff*. Der Bedeutungswandel des Wortes *begreifen* lässt sich jedoch in Bezug auf die Ursprungsbedeutung nicht mehr zurückverfolgen; hier kann man *ein Problem begreifen*, nicht aber ein Steuer. Diese historische Metapher ist heute entsprechend lexikalisiert, was bedeutet, dass sich ihre einstige Bedeutung nicht mehr genau erschließen lässt (ebd.:118).

3 Implikaturen

Im Bereich der Pragmatik werden »Informationen, die über die Bedeutung der Ausdrücke an sich hinausgehen und in Abhängigkeit von der Äußerungssituation entstehen«, als sogenannte *Implikaturen* bezeichnet (Drügh 2012:81). Demnach können sie auch als zusätzliche Interpretationen des Gesagten oder der Äußerung beschrieben werden. Sie werden von Seiten des Hörers vollzogen.

Konversationelle Implikaturen entstehen meist im Zusammenhang mit ein-

fachen außersprachlichen Umgebungen. Befinden sich zwei Personen beispielsweise in einem Raum, in welchem ein Fenster weit geöffnet ist und Person A sagt *Mir ist kalt*, dann wird Person B womöglich erwidern *Ich schließe das Fenster*. Person B geht automatisch aufgrund der Äußerung von A davon aus, dass deren Empfinden mit dem geöffneten Fenster in unmittelbarem Zusammenhang steht. In einem anderen pragmatischen Kontext, beispielsweise in der freien Natur, würde der Satz von A eine andere Implikatur auslösen (wie zum Beispiel den Wunsch nach zusätzlicher Bekleidung) (vgl. Nübling 2010:122). Anders verhält es sich mit konventionalisierten Implikaturen, welche im Allgemeinen zeitlich aufeinander folgenden Ereignissen eine kausale Abhängigkeit unterstellen. Dies ist zum Beispiel in der Äußerung *Seit Oma hier ist, regnet es ununterbrochen* der Fall. Hier wird eindeutig eine zeitliche Beziehung beschrieben; rein logisch betrachtet ist es ausgeschlossen, dass die Oma für den Regen verantwortlich gemacht wird. Das Gegenteil ist jedoch in einem Satz wie *Seit Oma hier ist, ist die Stimmung schlecht* erkennbar. An dieser Stelle ist es wahrscheinlich, dass die Oma Schuld an der kühlen Atmosphäre ist (vgl. ebd.).

Der englische Philosoph Herbert Paul Grice spielt in der Begründung der bereits aufgeführten konversationellen Implikatur eine bedeutende Rolle. Durch die Begründung seiner vier Konversationsmaximen wird festgehalten, nach welchen Regeln beziehungsweise Prinzipien ein Sprecher handeln muss, damit seine Äußerung oder sein Beitrag möglichst sinnvoll und vielsagend ist. Diese beschreiben Hopper und Traugott folgendermaßen:

Such inferences [implicatures] are computable on the basis not of lexical meanings alone, but of lexical meanings together with implicatures arising from speech act maxims such as ›Make your contribution as informative as is required [...]‹ (the first maxim of Quantity), ›Do not make your contribution more informative than is required‹ (the second maxim of Quantity), ›Try to make your contribution one that is true‹ (the maxim of Quality), ›Be relevant‹ (the maxim of Relation), and ›Be perspicuous‹ (the maxim of Manner) [...]. (Hopper & Traugott 1993:72)

Liedtke unterscheidet im Hinblick auf Satzäußerungen zwischen dem Diktum und dem *Implikatum*. Als *Diktum* bezeichnet er sowohl das Gesagte als auch das Gemeinte, wobei im Falle einer simplen konversationellen und pragmatischen Äußerung das Gesagte und das Gemeinte des Sprechers üblicherweise übereinstimmen und die Bedeutung vom Hörer meist korrekt verstanden und aufgenommen wird. Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, dass dieser dem Geäußerten eine weitere Sinnebene zuschreibt und kommunikative Effekte produziert, die bereits H. Paul Grice in einem Grundlagenaufsatz *Implikaturen* genannt hat. Ein *Implikatum* liegt hingegen vor, wenn ein Resultatcharakter einer Äußerung betont wird, nicht aber der Handlungscharakter; demnach

liegt keine Reininterpretation direkt vor, sondern das Ergebnis einer solchen Reininterpretation (1995:19-21).

Implikaturen, metaphorische und metonymische Interpretationen oder Folgerungen gehören in die Kategorie des indirekten Sprechaktes, da in allen Fällen Äußerungen meist indirekt verwendet werden und die Bedeutung vom Hörer entschlüsselt wird.

4 Metonymie als kognitiver Prozess der Grammatikalisierung

Um auf die Metonymie als kognitiven Grammatikalisierungsprozess näher eingehen zu können, muss zunächst geklärt werden, worum es sich bei einer so genannten *Grammatikalisierung* im Allgemeinen handelt.

Als Grammatikalisierung wird ein »Prozess [bezeichnet], in dessen Verlauf eine autonome lexikalische Einheit allmählich die Funktion einer abhängigen grammatischen Kategorie erwirbt« (Drügh 2012:137). Dieser Vorgang beschreibt den Wandel eines lexikalischen Wortes (Inhaltswort) in ein Funktionswort. Man kann an dieser Stelle auch von lexikalischen Zeichen und grammatischen Zeichen sprechen. Zwar ist diese Einteilung nicht ideal, denn auch Funktionswörter haben üblicherweise einen Inhalt. Jedoch ist dieser im Vergleich zu den Lexemen eher merkmalsarm und weniger dominierend (vgl. Diewald 1997:1). Grammatische Zeichen haben die Aufgabe, reinen Inhaltswörtern einen Sinn zu geben oder eine Beziehung zwischen ihnen herzustellen, sodass die Mitteilung in korrekter Weise verstanden werden kann. Dies lässt sich an folgendem Satz gut erläutern: *Franz muss mit dem Rad fahren, weil sein Auto kaputt ist.* Hier sind beispielsweise *Rad, fahren, Auto* und *kaputt* Inhaltswörter. *Weil, sein* und *ist* hingegen sind Funktionswörter, denn sie bringen zum Ausdruck, dass eine Relation zwischen den beiden Teilsätzen besteht. Mit dem Possessivpronomen *sein* wird geklärt, dass das Auto Franz gehört und *ist* verdeutlicht in diesem Fall die Zeitform und somit den Umstand, dass sich das Ereignis auf die Gegenwart bezieht (vgl. ebd.). Ein grammatischer Stellenwert basiert folglich immer auf einer lexikalischen Bedeutung.

In diesem Zusammenhang muss auch die formale Differenzierung nach freien und gebundenen Morphemen in Betracht gezogen werden. Demnach gibt es freie Morpheme im Bereich der Inhaltswörter, wie zum Beispiel *Rad*, aber auch freie grammatische Morpheme, hier *weil*. Sie können »ohne Hinzufügung weiterer Elemente als selbständige Wörter auftreten, gebundene Morpheme sind nur in Verbindung mit weiteren Morphemen wortfähig« (Diewald 1997:2). So ist in *fahren* das gebundene lexikalische Morphem *fahr-* vorhanden, das in diesem Fall nur mit dem gebundenen grammatischen Morphem *-en* ein vollständiges Wort ergibt, welches an dieser Stelle den Infinitiv signalisiert (vgl. ebd.). Da es

sich bei solchen gebundenen grammatischen Zeichen um Affixe handeln kann, wobei es sich um Beugung und ein Verfahren zur Wortbildung handelt, ist es am Ende des Verlaufsschemas der Grammatikalisierung durchaus möglich, dass diese gegen Null gehen (Drügh 2012:137). Der Wandel von einer lexikalischen zu einer grammatischen Form ist also ein Vorgang, der sich nicht schlagartig ereignet, sondern »der sich über sehr lange Zeiträume erstreckt und eine fließende, evolutive Veränderung darstellt, so daß es nicht möglich ist, einen bestimmten Punkt in der historischen Entwicklung anzugeben [...]« (Diewald 1997:11).

Kognitive Prozesse der Grammatikalisierung tragen dazu bei, frühere lexikalische Mittel für neue grammatische Bestimmungen einzusetzen. Hier werden grundsätzlich zwei für diesen Vorgang bedeutende Verfahren genannt: die bereits oben aufgeführten Prozesse der Metaphorisierung und der Metonymisierung. Sie gehören »in der Dichtung und in der Alltagssprache zu den wirksamsten und ökonomischsten Methoden der Erweiterung unserer Ausdrucksmöglichkeiten« (Diewald 1997:42). Da es sich bei Metaphern und Metonymien um rhetorische Figuren handelt, können sie nicht nur auf reine sprachliche Prozesse reduziert und als solche angesehen werden.

Metonymische Beziehungen finden meist auf einer sachlichen Ebene statt; sie können räumlicher, zeitlicher, kausaler oder anderer Art stattfinden. Ein Beispiel ist an dieser Stelle das Nennen eines Autors anstatt seiner Werke: *Sie haben Shakespeare gelesen*. Wenn eine so genannte Teil-Ganzes-Beziehung, wie die Verwendung des Wortes *London* anstatt *England* oder *USA* anstelle von *Amerika*, vorliegt, dann ist von einer quantitativen Beziehung die Rede. Da es sich bei der Metonymie jedoch eher um eine qualitative Beziehung handelt, wird in diesem Zusammenhang von der Synekdoche als Unterklasse der Metonymie gesprochen (Diewald 1997:53).

Man kann bei der Verwendung von Metonymien von einem kognitiven Prozess sprechen, da Ersatzausdrücke für Begriffe gesucht und geäußert werden. Das heißt, beide Ausdrücke sind im selben Komplex, im selben Sinnbezirk zu finden. Um einen solchen Ersatz zu gebrauchen, muss ein gewisses Weltwissen vorhanden sein. Eine Metonymie wie *Trink bitte die ganze Flasche* beinhaltet, dass Flüssigkeiten, die Menschen beispielsweise unterwegs zu sich nehmen, sich (in unserer Kultur) meist in Flaschen oder ähnlichem befinden. Für Sprecher und Hörer ist es somit selbstverständlich, was mit einer solchen Äußerung gemeint ist. Das nötige kognitive Wissen darüber ist mit einer gewissen Logik verbunden. Es findet eine Uminterpretation statt, jedoch immer innerhalb eines Bezugsrahmens (Nübling 2010:120).

5 Metapher und Metonymie

5.1 Verwandte oder Gegenspieler?

Anders als die in Kapitel vier beschriebene Synekdoche ist die Metonymie keine Unterklasse der Metapher, sondern eine eigenständige rhetorische Stilfigur der Sprache. Dies zeigt bereits, dass sich diese beiden Vorgänge durchaus voneinander unterscheiden, aber dennoch miteinander verwandt sein können. So handelt es sich sowohl bei der Metonymie als auch bei der Metapher um kognitive Grammatikalisierungsprozesse. Sie ähneln sich vor allem in der Hinsicht, dass Bedeutungsverschiebungen stattfinden, beide als Verfahren semantischer Neuerungen bezeichnet werden können und einen kommunikativen Zweck haben.

Diewald bezeichnet die Metonymie als »arme Verwandte« der Metapher (1997:53), da sie den meisten Personen nicht besonders geläufig ist. Während ein Großteil der Menschen mit dem Begriff Metapher etwas anfangen kann, bleibt die *Metonymie* meist unbekannt und gerät schnell wieder in Vergessenheit. Diewald nennt sie auch die »uneigentliche Redeweise« (ebd.). Dies kann daran liegen, dass sie auf Kontiguität beruht und auf syntagmatischer Ebene wirkt. Das heißt, Zeichen kommen nebeneinander in sprachlichen und nicht-sprachlichen Kontexten vor, was sich anhand des Wortes *Doppelkinn* verdeutlichen lässt: Die Bedeutung dieses Begriffes ist immer eng an einen Träger beziehungsweise Besitzer gebunden, es liegt also eine Teil-Ganzes-Beziehung vor. Ein Doppelkinn gehört zu dem Konzept eines Menschen mit bestimmten äußerlichen Merkmalen. Es wird ein Zusammenhang dargestellt, der im normalen Konversationsverlauf zweier Menschen oder auch im Bereich der Lyrik nur selten als Besonderheit wahrgenommen wird und auf den ersten Blick unscheinbar wirkt. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Metonymie eindeutig von der Metapher, denn letztere beruht auf dem Konzept der Ähnlichkeit und wirkt auf paradigmatischer Achse, das heißt, bei genauerer Beschäftigung mit dieser Thematik ist für die meisten Menschen deutlich ein bestimmtes Muster erkennbar, was die Analyse stark vereinfacht (ebd.).

Die Verwandtschaft beziehungsweise die Ähnlichkeit von Metonymie und Metapher wird noch einmal dadurch verdeutlicht, dass in beiden Prozessen »eine Zeichenform A mit der »eigentlichen« Bedeutung »a« auf einen anderen Bedeutungsbereich angewendet wird und dazu dient, eine zweite, »übertragene« Bedeutung »b« auszudrücken« (Diewald 1997:42). Jakobson gibt sogar eine gemeinsame Definition für beide Redefiguren: »Metaphor (or metonymy) is an assignment of a signans to a secondary signatum associated by similarity (or contiguity) with the primary signatum.« (1965:33) Im wissenschaftlichen Bereich der kognitiven Grammatikalisierungsprozesse erfolgt eine getrennte

Behandlung beider Vorgänge, da ihnen unterschiedliche Bedeutungen sowie verschiedene Orte der Beteiligung zugeschrieben werden. Dennoch wird auch ein Zusammenwirken von Metapher und Metonymie separat betrachtet (vgl. Diewald 1997:42).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass beide Prozesse miteinander verwandt sind, jedoch voneinander abgegrenzt werden können. Da beide zu den kognitiven Prozessen der Grammatikalisierung gehören und von Sprachwissenschaftlern sogar teilweise (in allgemeinen Kategorien) identisch definiert werden können und ein Zusammenwirken nicht ausgeschlossen werden muss, kann man sie nicht als sogenannte Gegenspieler bezeichnen.

5.2 Das Zusammenspiel

Beim Prozess der Grammatikalisierung spielen sowohl metaphorische Übertragung als auch metonymische Ausweitung eine wichtige Rolle. Welche der beiden Stilfiguren auf der jeweils anderen aufbaut, lässt sich nicht eindeutig festlegen. Hopper & Traugott konkretisieren die Theorie vom Zusammenspiel metonymischer und metaphorischer Vorgänge dadurch, dass sie den beiden Prozessen unterschiedliche Wirkungsbereiche und zeitliche Stadien zuschreiben. In dieser Hinsicht ist von so genannten *Domänen* die Rede (vgl. 1993:82ff). Es wurde bereits festgehalten, dass es sich bei der Grammatikalisierung um einen Prozess handelt, der verschiedene Phasen und Stufen enthält. Metonymisierungen treten eher zu Beginn der Grammatikalisierung als »eigentliche Motivation des Wandels« und »informationsverstärkende Implikaturen« (Diewald 1997:60) auf. Folglich findet die Metaphorisierung eher als Resultat statt. Auch wird erwähnt, dass metaphorische Vorgänge der Aufklärung kognitiver Prozesse beziehungsweise abstrakter Inhalte dienen; metonymische Prozesse sind eher für den indirekten Ausdruck von Inhalten verantwortlich (vgl. ebd.).

Wenn beide Vorgänge von Bedeutung sind, unabhängig von der Tatsache, ob sie direkt miteinander in Verbindung stehen oder nicht, kann dennoch von einem Zusammenspiel gesprochen werden, wenn sowohl metaphorische als auch metonymische Prozesse in *einem* Grammatikalisierungsprozess stattfinden. Wenn Metapher und Metonymie miteinander interagieren und sprachliche Erscheinungen daraus resultierende Ergebnisse sind, kommt es häufig vor, dass sich die einzelnen rhetorischen Figuren nicht exakt kategorisieren lassen. Es ist daher anzunehmen, dass eine Interaktion für eine vollständige Grammatikalisierung entscheidend ist und sich beide Vorgänge darin ergänzen.

6 Zusammenfassung

Die rhetorischen Stilfiguren Metonymie und Metapher gehören zu den kognitiven Grammatikalisierungsprozessen. Sie fallen in die Bereiche der Bedeutungsverschiebungen und Mehrdeutigkeiten und beabsichtigen das Vorhandensein eines kommunikativen Sinns. Die unmittelbare sprachliche Umgebung einer Äußerung oder das Weltwissen, welches nötig ist um einen Zugang zum Gesagten zu finden, sind Auslöser dieser Bedeutungsverschieben und liegen sowohl dem Prozess der Metaphorisierung als auch dem der Metonymisierung zugrunde.

Bei der Verwendung der Metonymie sind sachliche Zusammengehörigkeiten vorherrschend; Dinge werden systematisch durch andere Dinge derselben Sorte ersetzt. Anhand unseres Weltwissens stellen wir automatisch eine Beziehung zwischen diesen Elementen her. Die Metapher hingegen benutzt sprachliche Bilder zur Bezeichnung von Dingen. Ein sachlicher Bezug ist an dieser Stelle nicht notwendig (vgl. Drügh 2012:96ff.).

Trotz dieser klaren Abgrenzung sind beide Prozesse wichtige Bestandteile eines Grammatikalisierungsprozesses, die sowohl abhängig voneinander sein können als auch parallel auftreten und aufeinander aufbauen. Aufgrund dieser Tatsache lässt sich die Metonymie nicht ausschließlich eigenständig untersuchen und eindeutig von der Metapher trennen.

Bibliographie

- DIEWALD, GABRIELE (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen, Tübingen: Niemeyer.
- DRÜGH, HEINZ (Hg.) (2012): Germanistik. Sprachwissenschaft – Literaturwissenschaft – Schlüsselkompetenzen, Stuttgart: J.B. Metzler.
- HOPPER, PAUL J./TRAUGOTT, ELIZABETH C. (1993): Grammaticalization, Cambridge: Cambridge University Press.
- JAKOBSON, ROMAN (1965): »Quest for the essence of language«, In: Diogenes 51, S. 21-37.
- LIEDTKE, FRANK (Hg.) (1995): Implikaturen. Grammatische und pragmatische Analysen, Tübingen: Niemeyer.
- NÜBLING, DAMARIS (2010): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 3. Auflage, Tübingen: Narr Verlag.

Saskia Strobel

Das Zusammenwirken von Metapher und Metonymie in Grammatikalisierungsprozessen

1 Metapher und Metonymie im Diskurs der Sprachwissenschaft und Rhetorik

Grammatikalisierung als »Ergebnis kognitiver Problemlösung« (Diewald 1997:48) stellt den Prozess des Sprachwandels dar, welcher durch verschiedene Nachahmungs- und Veränderungsprozesse ausgelöst wird. Bei diesem Wandel lexikalischer zu grammatikalischen Zeichen (vgl. Diewald 1997:18) spielen vor allem die Metaphorisierung und die Metonymisierung eine Rolle. Die Darstellung abstrakter durch weniger abstrakte Konzepte gilt dabei grundsätzlich als metaphorischer Prozess, bei dem verschiedene, in sich geschlossene Schritte des Übergangs von einem in einen anderen kognitiven Bereich stattfinden. Jedoch sind diese Entwicklungen interdependent mit den graduellen, kontinuierlichen Prozessen der Metonymie verbunden (vgl. Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:65).

Diese kognitiven Konzepte der Metaphorisierung und Metonymisierung wurden aus der Domäne der Alltagssprache und Rhetorik übernommen und gelten als zwei der »wirksamsten und ökonomischsten Methoden der Erweiterung unserer Ausdrucksmöglichkeiten.« (Diewald 1997:42). Die beiden die kommunikative und seelische Welt bestimmenden Begriffe der Metapher und Metonymie (vgl. Lakoff/Johnson 2004:7), werden oft als schmückendes rhetorisches Element und literarisches Stilmittel angesehen. Dass es sich bei beiden Grammatikalisierungsprozessen allerdings nicht nur um sprachliche, sondern ebenso um kognitive Prozesse der Imagination handelt, betont beispielsweise Anttila (vgl. 1989:141f.). Das Konzept der Metapher ist laut seiner Aussage sowohl auf wissenschaftliche als auch auf philosophische Terminologien anzuwenden/ übertragbar. Dabei ist die Metapher für ihn das wichtigste Phänomen zwischenmenschlicher sprachlicher Kommunikation, in welcher die Wahrnehmung einer funktionalen Beziehung zwischen zwei Objekten dargestellt wird (1989:141). Ebenso wie die Metapher beschreibt er die Metonymie semantisch als »counterpart of metaphor« (1989:141). Hierbei wird das Begriffsverständnis der Metonymie erweitert und ein Teil des Sachverhaltes zur Darstellung des Ganzen oder umgekehrt verwendet (vgl. Anttila 1989:141).

Bei den beiden Konzepten der Metapher und Metonymie handelt sich noch dazu um Stilmittel der literarischen Rede, die als Grundlage der Alltagswahr-

nehmung und zur Kategorisierung sprachlicher Ausdrücke in verschiedenen kommunikativen Situationen dienen. Zwar liegt beiden Prozessen die Funktion der Bedeutungsübertragung zugrunde, in welcher eine erste, ursprüngliche Bedeutung auf eine zweite transferiert wird, jedoch herrschen in der Sprachwissenschaft divergierende Meinungen über die Abgrenzung und das Wirken beider Konzepte vor. Deshalb wird im Folgenden versucht, auf Grundlage der isolierten Betrachtung der Phänomene, deren Zusammenspiel im kognitiven Prozess der Grammatikalisierung zu untersuchen (vgl. Anttila 1989:141; Diewald 1997:42).

2 Metapher

In »Grammaticalization« (1991) betonen Heine, Claudi und Hünemeyer die Kontroversen und Missverständnisse, die mit der Bezeichnung von Metapher verbunden sind. In einem weiteren Verständnis stellen sie die grammatische Metapher der Rhetorischen gegenüber (vgl. ebd.:45). Lakoff und Johnson verweisen darauf, dass in der Alltagssprachlichen Verwendung dieses Begriffs die poetische bzw. rhetorische Lesart überwiegt (vgl. 2004:11). Weiterhin heben die beiden zuletzt Genannten hervor, dass es sich bei der Metapher nicht ausschließlich um ein sprachliches Phänomen handelt, sondern diese ebenso das allgemein menschliche Denken und Handeln beeinflusst und »unser Alltagsleben durchdringt« (ebd.). In einem weiten Metaphern-Verständnis gehen sie davon aus, dass der Großteil unseres alltäglichen Konzeptsystems von einem metaphorischen Kern geprägt ist (vgl. 2004:12). Als ein erstes Beispiel benennen sie die konzeptuelle Metapher »ARGUMENTIEREN IST KRIEG« (ebd.), welche in alltäglichen Aussagen wie »Ich *schmetterte* sein Argument ab« oder »Seine Kritik *traf ins Schwarze*« (ebd.) verschiedene Aspekte der Metapher, beispielsweise das Gewinnen bzw. Verlieren oder das Einsetzen bestimmter Strategien, zum Ausdruck bringt.

Darüber hinaus betonen Hopper und Traugott, dass es sich bei der Metapher um einen der meist betrachteten Prozesse innerhalb des Bedeutungswandels handelt (vgl. 1993:77). Sie kritisieren die über lange Zeit einseitig semantische Betrachtung, welche hier bereits im Zusammenhang mit Anttila erwähnt wurde (vgl. 1989:141f.) und verweisen auf eine allumfassendere Forschung, welche die pragmatische, kommunikative Alltagsverwendung von Metaphern stärker in den Blick nimmt (vgl. Hopper/Traugott 1993:78). Allen Auffassungen gemeinsam ist die Bedeutungsübertragung zwischen einem (bildlichen) Spender- und dem zu bezeichnenden Empfängerbereich (vgl. Nübling 2010:118; Hopper/ Traugott 1993:77). Dabei dient der erste Bereich, der sowohl als »Spenderbereich« (Diewald 1997:44) als auch durch das »source concept« (Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:32) beschrieben wird, als Grundlage zur Benennung des Empfängerbereiches. Die übertragene Bedeutung eines abstrakten Ausdrucks entsteht so durch

Zuhilfenahme eines konkreten, in der Alltagssprachlichen Verwendung bekannten Konzepts (vgl. Diewald 1997:50f.). Das In-Beziehung-Setzen zweier Bereiche erfordert eine Ähnlichkeit oder Vergleichbarkeit zwischen beiden sprachlichen Konzepten, die auf unserer kognitiven Wahrnehmung beruht (vgl. Diewald 1997:42; Nübling 2010:118).

So lässt sich die Alltagssprachliche Verwendung des Ausdrucks »Tischbein« als Beispiel anführen, in welchem das konkrete Konzept von Körperteilen (in diesem Fall »Bein«) zur Beschreibung eines bisher unbenannten Konzepts, genauer des zu bezeichnenden Stück Holzes, welches den Tisch trägt, herangezogen wird (vgl. Diewald 1997:43). Hierbei wurde der erst nur Körperteile bezeichnende Begriff aufgrund des beiden Konzepten innewohnenden, vergleichbaren Aspektes in einen neuen, semantisch und kognitiv völlig anderen Bereich übertragen. Diese Analogiebildung ist bereits soweit verblasst und in den gewöhnlichen Wortschatz integriert (und durch die Darstellung abstrakter durch weniger komplexere Konzepte auch grammatikalisiert), dass Sprecher den »assoziativen Sprung« (Diewald 1997:43) in der alltäglichen Kommunikation nicht mehr bewusst wahrnehmen, jedoch implizit über das Wissen verfügen, diese Extremität in unterschiedlichen Kontexten zu verwenden (vgl. Diewald 1997:43f.; Nübling 2010:118).

Treffender als die Beschreibung eines mit der Grammatikalisierung einhergehenden Verlusts der semantischen Komplexität bzw. pragmatischen Bedeutung lexikalischer Zeichen, welche in den Begriffen des »fading« und »bleaching« zum Ausdruck kommt, sind laut Hopper und Traugott die Bezeichnungen »redistribution or shift« (1993:87). Die Neuverteilung der Bedeutung eines übertragenen Ausdrucks entsteht durch den Übergang von einer stärker lexikalischen zu einer grammatischen Form. Allerdings bleiben einige der ursprünglich lexikalischen Elemente auch in der neuen Erscheinungsform erhalten und spiegeln sich in deren syntaktischer Verteilung wider, welches im Begriff der »persistence« (Hopper/Traugott 1993:92) zum Ausdruck kommt. Bezeichnet wird damit ein relativer Prozess im Verlauf der Metaphorisierung, welcher nicht zwingend zum endgültigen Bedeutungsverlust führen muss. Als Beispiel hierfür wird die sich verändernde Bedeutung des Bewegungsverbs »go« in Richtung der deiktischen Zukunftsform genannt (vgl. Hopper/Traugott 1993:88), auf welche im Folgenden noch näher eingegangen wird.

Subsumiert kann die Metapher bezeichnet werden als »Form sprachlicher Ökonomie [...], da ein und dasselbe Wort mehrfach eingesetzt wird« (Nübling 2010:118), was sich mit dem Begriff der Polysemie umschreiben lässt. Die jeweilige kommunikative Situation entscheidet dabei über die entsprechende Lesart des Konzepts. Wenn die wörtliche und die übertragene Bedeutung synchron nebeneinander bestehen, handelt es sich bei der Polysemie um ein »Zwischen- oder auch Dauerstadium« (ebd.). Als Beispiel sei hierfür »*etwas im Griff haben*« (ebd.)

genannt, welches in der aktuellen Sprachverwendung sowohl die wörtliche Bedeutung des Erfassens von Gegenständen, wie beispielsweise des Steuerns, aber auch im Sinne der Problemlösekompetenz verstanden werden kann. In anderen Fällen kann sich eine Aussage zeitgleich auf mehrere Lesarten beziehen, sodass sich die zwei unterschiedlichen Domänen nicht immer in der Praxis unterscheiden lassen. Diese semantische Ambiguität soll im Zusammenhang mit den verschiedenen Abstraktionsgraden der Metaphorisierung noch einmal thematisiert werden (vgl. Nübling 2010:118f.; Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:65-67).

Eine mögliche Klassifizierung der Metapher ist die Gegenüberstellung der als polysem bezeichneten zu den »einstige[n]« (Nübling 2010:118) Metaphern, bei welchen die konkrete, ursprüngliche Bedeutung des Begriffes nicht mehr existiert und bereits ein semantischer Wandel stattgefunden hat. Das Beispiel »*begreifen*« ist demnach fest lexikalisiert, sodass die funktionelle Lesart des Erfassens (s. o.: Steuer), wie es noch auf »*etwas im Griff haben*« zutrifft, nicht mehr möglich ist. In diesem Fall ist ausschließlich die neue Bedeutung des Begreifens eines Problems, welche sich nicht mehr aus den einzelnen Teilen erschließen lässt, semantisch möglich (vgl. ebd.).

Lakoff und Johnson systematisieren den weiten Metaphern-Begriff, in dem sie zunächst von Michael Reddys »Röhrenmetapher« (2004:18) ausgehen. Demzufolge gelten die vom Sprecher geäußerten Ideen als »OBJEKTE«, welche in Worte bzw. sprachliche Ausdrücke (»GEFÄSSE«[sic]) gefasst und an den Rezipienten gesendet werden (»SENDEN«, 2004:18). Die Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke bzw. Gefäße ist dabei kontextunabhängig und lässt sich in Wendungen wie »in Worte [...] fassen« oder »in [...] Worte packen« wiederfinden (2004:19f.). Diese Phrasen fassen Lakoff und Johnson unter dem Begriff der »*Strukturmetaphern*« (2004:22) zusammen, bei welchem ein Konzept durch ein anderes in übertragener Bedeutung dargestellt wird. Im Gegensatz dazu nennen sie die »*Orientierungsmetaphern*« (ebd.). Diese Bezeichnung leiten sie aus der Feststellung ab, dass die meisten Konzeptsysteme in gegenseitiger räumlicher Beziehung zueinander dargestellt werden. Diese Orientierung spiegelt sich vor allem in dem räumlich-contrastiven Konzept von »OBEN« und »UNTEN« wider (Lakoff/Johnson 2004:23), wie es beispielsweise im Fall der Kontrollausübung (als »OBEN« bezeichnet) bzw. des der Macht Ausgesetztseins (»UNTEN«) umgesetzt ist. Ausdrücke wie »*über*« jemanden Macht haben oder »*unter* Kontrolle« (ebd.) stehen, beruhen sowohl auf einer kohärenten inneren Systematik als auch auf den physischen und kulturellen Erfahrungen einer Gruppe von Sprechern (vgl. Lakoff/Johnson 2004:22–26).

Eine weitere von Lakoff und Johnson differenzierte Unterklasse der Metapher beruht auf der menschlichen Erfahrung mit konkreten Objekten und Materien. Die »ontologische Metapher« (2004:35) lässt sich in Gefäß-Metaphern, wie die Bezeichnung von Landflächen, innerhalb derer sich die eigene Außen- und Innen-

wirkung von weiteren räumlich-körperlichen Objekten abgrenzt, unterteilen. So ist der Ausdruck »aus dem Zimmer herausgehen« (2004:39) aus der Perspektive des Sprechers zu verstehen, welcher den Raum verlässt, und erhält dadurch eine metaphorische Bedeutung. Weitere Beispiele ontologischer Metaphern betreffen das Blickfeld, in welchem der Sprecher das Gesehene als in einem Gefäß vorhanden beschreibt (etwas ist »außer Sichtweite«, 2004:41) sowie Ereignisse, Handlungen und Tätigkeiten oder Zustände, welche als Objekte, Substanzen bzw. Gefäße konzeptualisiert werden. So bildet die Tätigkeit des Rennens, wie in »einen *guten Spurt* hinlegen« (ebd.), eine metaphorische Substanz. Als herausragende ontologische Metapher wird in diesem Zusammenhang die Personifikation genannt, innerhalb welcher individuell verschiedene Personenmerkmale herausgegriffen werden, um etwas Nichtpersonifiziertes mit eben dieser menschlichen Tätigkeit zu beschreiben, wie es unter anderem der Fall ist bei einer Tatsache, die für etwas »*spricht*« oder einer Theorie, die »*geboren*« ist (Lakoff/Johnson 2004:44).

Generell gelten die beschriebenen Arten der Metaphern bei Lakoff und Johnson als konventionalisiert, da sie die vorhandenen, gewöhnlichen Konzepte der Kultur strukturieren und sich, fest lexikalisiert, in der Alltagssprache wiederfinden lassen (vgl. 2004:161). Eine andere, innerhalb der sprachwissenschaftlichen Forschung stark rezipierte Unterteilung der Metaphern bieten Heine, Claudi und Hünne Meyer, welche in einem ersten Schritt drei verschiedene Typen differenzieren. So nehmen sie innerhalb der ersten Subklasse Bezug auf die poetisch-rhetorische Sprachverwendung metaphorischer Ausdrücke, welche im Begriff der »*expressive metaphors*« (1991:50) widergespiegelt wird. Demnach dienen expressive Metaphern zur Ausdrucksanreicherung bzw. -steigerung einer Aussage. Damit wohnt ihnen eine rein ästhetische Funktion inne, bei welcher die Merkmale aus dem Spenderbereich zusammen mit dem metaphorischen Ausdruck in den Zielbereich übertragen werden (vgl. Diewald 1997:50-52). Weiterhin zählen die Autoren die »*taboo metaphors*« (1991:50) als weiteren Typ auf, bei welchen die Wirklichkeit durch sinnbildliche Phrasen verschleiert oder verdeckt werden soll.

Als einzig für die Prozesse der Grammatikalisierung entscheidende Unterklasse der Metapher benennen sie die »*categorical metaphors*« (Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:50f.), die aufgrund eines Ausdrucksmangels metaphorische Prozesse zur Lösung dieses kognitiven Problems auslösen (vgl. Diewald 1997:45). Zur Behebung dieses Mangels wird ein konkreter Ausdruck aus der Alltagskommunikation herangezogen und bildet die Grundlage zur Darstellung des komplexeren, bisher unbenannten Inhaltes. Diese Abbildung eines abstrakten Sachverhaltes durch eine Zeichenform aus einem einfacheren Kommunikationsbereich findet sich in Begriffen der Alltagssprache, beispielsweise in »*[etwas] liegt einem schwer im Magen*« oder »*[Kritik] stößt einem sauer auf*« (Diewald 1997:45). Dabei werden

jeweils körperliche Reaktionen eingesetzt, um geistige oder emotionale Zustände darzustellen bzw. zu verbildlichen. Heine, Claudi und Hünнемeyer arbeiten in diesem Zusammenhang vor allem mit dem englischen Beispiel des »going to« und führen dabei die folgenden Sätze auf:

(13) Henry is going to town.

(14) The rain is going to come. (1991:46)

In diesen beiden Aussagen werden zwei unterschiedliche Bedeutungen der Phrase »going to« zum Ausdruck gebracht. Während im Beispiel (13) der wörtliche Sinn (*in die Stadt gehen*) gemeint ist, entstand die futurische Bedeutung (*wird kommen*) aus Satz (14) erst historisch mit Hilfe des semantischen Wandels. So kann davon ausgegangen werden, dass diese zweite Form der Phrase »going to« nicht vor dem 15. Jahrhundert verwendet wurde und erst durch den Prozess der Grammatikalisierung, d. h. den metaphorischen Transfer des ursprünglichen Bewegungsverbs zur Futurform, Eingang in die englische Sprache fand (vgl. Heine/Claudi/Hünнемeyer 1991:46).

Anhand dieses Beispiels können die Bedingungen nachvollzogen werden, die für den Prozess der Metaphorisierung notwendig sind. So wird ein Transfer benötigt, um den Begriff aus einer Domäne (Bewegung) auf eine andere (deiktische Zeit) zu übertragen (»mapping«, ebd.). Dabei dient die zuerst genannte Domäne als Spenderbereich, da diese aufgrund menschlicher Erfahrungen einfacher zu erfassen ist als das abstraktere Konzept der Zeit, welches auf die unbelebte, nicht zwingend menschliche Welt Bezug nimmt. Gleichzeitig wird damit festgestellt, dass es sich bei dieser Art von Metaphern um Anomalien im eigentlichen Sinn handelt, da diese den Wortbedeutungserfahrungen des Alltags widersprechen. Die Metapher »stretches language beyond its elastic limit« (Heine/Claudi/Hünнемeyer 1991:47), da sich normalerweise das Aktionsverb »go« auf die Bewegung eines belebten Subjekts bezieht, im Beispiel (14) dieser Regel allerdings widerspricht.

Andererseits ermöglichen Beispiele wie diese den Nachvollzug von semantischen Sprachwandelprozessen, die aufgrund des Zugänglichmachens abstrakterer, zuvor unbenannter kognitiver Konzepte stattfinden (vgl. Diewald 1997:48). Heine, Claudi und Hünнемeyer haben dazu eine auf menschlichen Erfahrungen basierende Skala zur Darstellung der metaphorischen Abstraktion vorgeschlagen:

PERSON > OBJECT > ACTIVITY > SPACE > TIME > QUALITY (1991:48)

Die innerhalb dieser Stadien stattfindenden kategorialen Metaphern beruhen auf prototypischen Entitäten, bei denen jeweils eine Domäne als Spenderbereich bzw. »source concept« (Heine/Claudi/Hünнемeyer 1991:32) die rechts davon liegenden Entitäten konzeptualisieren kann. Ausgehend von zunächst menschlichen Kategorien, wie der Person oder Gegenständen, werden innerhalb der Skala

persönliche und den sozialen Status markierende Hierarchien ausgedrückt, welche in unbelebten, abstrakteren, nicht-körperlichen und qualitativen Kategorien münden (vgl. Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:49, 55).

Als Beispiel einer »OBJECT-TO-SPACE«-Metapher (Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:49) könnte das Konzept des *Rückens* genannt werden. Zunächst wird damit ein Körperteil (»OBJECT«) beschrieben (z. Bsp. in »Sein Rücken ist kalt.«), jedoch kann das Wort ebenso zur räumlichen Darstellung eingesetzt werden, wie es beispielsweise in der Metapher »*Buchrücken*« der Fall ist, womit die Rückseite eines Buches lokalisiert wird. Das zuerst benannte Konzept von *Rücken* dient somit als »metaphorical vehicle« (Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:49), als Übertragungshilfe, auf das zweite, abstraktere Konzept des Raumes. In einem weiteren Metaphorisierungsschritt lässt sich die Entwicklung von »SPACE-TO-TIME« (ebd.) des lokalen *Dahinter* (wie in »Er ist *hinter* dem Haus.«) in ein zeitliches *Nach* (beispielsweise »Er starb *nach* ihm.«) übertragen (vgl. Diewald 1997:47; Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:65–67). Das Verhältnis »Zeit ist wie Raum« (Diewald 1997:46) zählt zu den wichtigsten kategorialen Metaphern, die sich ebenso im deutschen Wortschatz wiederfindet. So entstanden temporale Präpositionen zur Beschreibung zeitlicher Phänomene durch die Übertragung lokaler Konzepte, wie es etwa bei »*vor*« der Fall ist. Hierbei entspricht die Blickrichtung der lokalen Präpositionalverwendung in »*vor dem Schrank*« der linearen Zeitachse der temporalen Bedeutung in »*vor 20 Uhr*« (ebd.). Die Ähnlichkeit beider besteht demzufolge in der Richtung von Ausgangs- zu Bezugspunkt (vgl. Diewald 1997:47).

In Rückbezug auf die Abstraktionsgrade der Metaphorisierung sowie auf das Beispiel des »going to« sei anhand des folgenden Satzes noch einmal auf die semantische Ambiguität verwiesen: »(15) I am going to work.« (Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:47). In diesem Kontext ist sowohl die wörtliche Bedeutung des Gangs zur Arbeit, wobei »to work« das Lokaladverbial bildet, anzunehmen, als auch die futurische Absicht, in welcher die Phrase als Verb im Infinitiv zu betrachten ist. Daran ist zu erkennen, dass die Kategorien der Skala ineinander übergehen und die dargestellte Kette auch einen Prozess beschreiben kann, ein »continuum without any clear-cut boundaries.« (Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:67).

Des Weiteren stellen Heine, Claudi und Hünne Meyer den kategorialen die konzeptuellen Metaphern gegenüber (vgl. 1991:50f.). Im Zusammenhang mit dem von Lakoff und Johnson geprägten Begriff der »*Orientierungsmetaphern*« (2004:22) werden beispielsweise viele verschiedene konzeptuelle Metaphern verwendet, um die Unterscheidung von Oben und Unten innerhalb einer kategorialen Metapher darzustellen. Die »categorical« werden von den Autoren auch als »root metaphors« (Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:52) benannt, da sie ein ganzes Gebiet menschlicher Erfahrung umfassen, wohingegen die »conceptual« als »conveyance metaphors« (ebd.) auf isolierten Erlebnissen beruhen und nur

einen limitierten Zugang zu einem metaphorischen Konzept gewähren. So wird das Konzept *kämpfen* als kategoriale »root metaphor« (ebd.) dargestellt, welche in verschiedenen Umsetzungen auf Personen (mit jemandem kämpfen), Objekte (mit einem Gegenstand, beispielsweise einem Messer, kämpfen) oder Fähigkeiten (beispielsweise qualitativ hochwertig kämpfen) referiert und somit verschiedene konzeptuelle Metaphern enthält (vgl. Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:60).

Eine weitere Unterscheidung, welche auf Heine, Claudi und Hünemeyer zurückzuführen ist und den Überblick über Prozesse der Metaphorisierung zunächst abschließen soll, ist die Differenzierung von »creative« gegenüber den »emerging metaphors« (1991:60). Ausgehend vom jeweiligen Ursprung der Metapher beschreibt die erste Klasse Ausdrücke, welche aufgrund der bewussten Verletzung der konzeptuellen und semantischen Regeln entstehen. Hierbei muss die Bedeutung des Spenderbereichs soweit von der Domäne entfernt sein, dass sich diese nicht mehr ableiten lässt (englisches Beispiel: »An atom is a solar system«, 1991:61). Im Gegensatz zu dieser hoch psychologisch motivierten Metapher entsteht der »emerging«-Typ aufgrund von Pragmatik. Auf der Grundlage bereits bekannter Erfahrungen wird die Bedeutung des Spenderbereichs erweitert und auf einen neuen Kontext angewendet. Ein Beispiel dafür wäre das »*Weste reinwaschen*«, in welcher die kontext-spezifische Re-Interpretation für die von der Ursprungsbedeutung des Objektes »*Kleidung*« unterscheidbare Bedeutung des reinen Gewissens verantwortlich ist (vgl. ebd.).

Hierbei wird bereits angedeutet, dass die Metapher nur als einer der Hauptprozesse von Grammatikalisierung anzusehen ist (vgl. Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:45). Es handelt sich dabei um eine kognitive Strategie »that helps us understand but does not explain grammaticalization or grammatical behavior« (ebd.:48). Gerade die zuletzt genannte Metaphern-Klasse der »emerging metaphors« (Hopper/Traugott 1993:60), welche im Grammatikalisierungsprozess eine Rolle spielt, verweist auf das Zusammenspiel mit konversationellen Implikaturen und damit auch auf den kognitiven Prozess der Metonymisierung.

3 Metonymie

Die Metonymie als »arme Verwandte der Metapher« (Diewald 1997:53) bezeichnet die Redefigur aus der Rhetorik, welche einen Begriff für einen anderen einsetzt, zu welchem der erste in sachlicher oder realer Beziehung steht (vgl. ebd.). Diese »Ersatzausdrücke« (Nübling 2010:120) haben den gleichen Bezugsrahmen bzw. gehören der gleichen Ursprungsdomäne an und werden nur innerhalb dessen verschoben (vgl. ebd.). Diese semantische Verschiebung, bei der ein innerer Zusammenhang zwischen dem bezeichnenden und bezeichneten Konzept besteht, wird Kontiguität genannt (Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:61). Das

»Wirk- und Funktionsprinzip« (Drößiger 2004:30) trifft vor allem für eine Unterart der Metonymie, die Synekdoche, zu, bei welcher ein Teil des Konzeptes zur Darstellung des Ganzen verwendet wird (»Pars pro todo«, vgl. Lakoff/Johnson 2004:47). Als Beispiel dafür benennen Lakoff und Johnson das »*Automobil*«, welches die Autobahnen »verstopft« (ebd.), wobei der genannte Ausdruck für eine Masse an Kraftfahrzeugen eingesetzt wurde. Die beiden Autoren systematisieren die Unterklassen der Metonymie. So kann beispielsweise ein Erzeuger für sein Produkt stehen, wie es in »ich einen Ford« kaufen der Fall ist, oder Objekte für den Benutzer (»Busse«, die »streiken«) eingesetzt werden. Ein weiteres Beispiel stellen die durch den jeweiligen Verantwortlichen ausgedrückten Resultate dar, wie in »*Napoleon*«, der die Schlacht von Waterloo »verlor« (Lakoff/Johnson 2004:49). Ähnliche Beziehungsmuster liegen zwischen Institutionen und deren Entscheidungsträgern, Orten und Institutionen sowie Orten und Ereignissen vor (vgl. Lakoff/Johnson 2004:49f.). Generell werden durch die Metonymie physische und kausale Assoziationen miteinander verbunden. Beispielsweise beruht die Teil-Ganzes-Metonymie auf den Erfahrungen darüber, wie einzelne Teile (z. B. einzelne Automobile) im Allgemeinen auf die Gesamtheit (die Masse an Automobilen) bezogen sind (vgl. Lakoff/Johnson 2004:51). Als Besonderheiten der Metonymie nennen die beiden Autoren religiöse Symbole, wie die Taube, welche für den heiligen Geist steht. Zwar ist dieses kulturspezifisch geprägte Konzept im Kern metaphorisch, allerdings fungiert hierbei die Metonymie als wichtiges »Bindeglied« (Lakoff/Johnson 2004:57) zwischen diesem System und der Alltagserfahrung und hilft, symbolisch-religiöse Konzepte zu verstehen.

Die bereits erwähnte Beziehung der Kontiguität, auch als »Berührung« (Diewald 1997:53) bekannt, bezeichnet nicht nur das Miteinandervorkommen von Zeichen im sprachlichen, sondern auch im nicht-sprachlichen Kontext (vgl. ebd.). Wenn von dem »*Doppelkinn*« (ebd.) als sprachliches Zeichen die Rede ist, so ist diese Lesart als nähere Beschreibung eines bestimmten Menschen durch den außersprachlichen Kontext der äußeren Erscheinung möglich. Aufgrund der semantischen des Teils (beispielsweise der näheren Gesichtsbeschreibung) zum Menschen als Ganzes lässt sich die Metonymie entschlüsseln (vgl. Diewald 1997:53f.).

Die Beschreibung der zeitlichen, kausalen und räumlichen Zusammenhänge, welche innerhalb der Bedeutungsübertragung auf Grundlage der Kontiguität wirken, ist Teil der semantischen Lesart bei den zwei von Drößiger vorgeschlagenen relevanten linguistischen Richtungen (vgl. 2004:30). Bevor auch die zweite, kognitive Richtung in den Blick genommen wird, sollen hier die von ihm vorgeschlagenen Kriterien der semantischen Relationen aufgeführt werden. Die entscheidenden Merkmale aller semantischen Definitionen von Metonymie sind laut Drößiger sowohl die Ersetzung eines Wortes durch einen anderen Begriff (Substitution), als auch, dass, innerhalb eines sprachlich-kognitiven Rahmens

der ersetzende und der ersetzte Ausdruck in einer kausalen, räumlichen oder zeitlichen Verbindung zueinander stehen (vgl. 2004:30). So unterscheidet er zunächst drei Arten von Metonymien und benennt als ersten Typ die räumlichen Beziehungen, d. h. den Ort und die Personen darin, den Behälter mit seinem Inhalt und einen Teil, welcher sich auf das Ganze bzw. umgekehrt das Ganze, was sich auf einen Teil bezieht, benennt. Die temporale Klasse der Metonymie umfasst die Beziehung von Zeit und einer Person dazu, wohingegen die den kausalen Zusammenhängen zugrundeliegende Ersetzung beispielsweise zwischen dem Erzeugnis und dem Material oder einem Organ und der zugeschriebenen Wirkung (z. B. »Herz (= Gefühl) zeigen«, Drößiger 2004:31) beruht. Eine weitere kausale Beziehung liegt zwischen einem Werk und dessen Autor vor, wie es beispielsweise in »Er hat den ganzen Shakespeare gelesen« (Diewald 1997:53) der Fall ist. Hieran lässt sich zeigen, dass die lexikologische Entwicklung einer Metonymie, hin zum festen Bestandteil der Alltagssprache, meist auf Grundlage von Substantiven entsteht. So sind im benannten Beispiel mehrere Bedeutungsvarianten von »Shakespeare« möglich, welche neben der Nennung des Autors darüber hinaus dessen Werke beinhalten könnten. Jedoch lässt sich aus dem Kontext erschließen, dass es sich beim »Lesen« um die kausale Beziehung des Werks zum Autor handelt. Diese sprachlichen Verwendungen sind bereits im linguistisch-semantischen Wissen der Sprecher manifestiert, weshalb von einer »Usualisierung« (Drößiger 2004:31) gesprochen werden kann. Weitere, den ersten drei Kategorien nicht zuordenbare Fälle von Metonymie betreffen laut Drößiger die Beziehungen zwischen Konkretem und Abstraktem sowie zwischen einer Gattung und dessen Art, wobei der Ersetzungsprozess in beide Richtungen wirken kann.

Innerhalb der kognitiven Richtung, bei welcher ein angemessener, kommunikativ erfolgreicher Sprachtausch aufgrund mentaler Prozesse gelingt, steht das geistig-sprachliche Konzept im Vordergrund sowie die Art und Weise, wie dieses von Sprechern jeweils in spezifischen Kontexten genutzt und verändert wird. Bei der Verbindung zweier Begriffsaspekte wird entsprechend der jeweiligen Aussageabsicht besonders ein Element des gemeinsamen zugrundeliegenden Konzepts hervorgehoben, was zur »metonymische[n] Fokussierung« (Drößiger 2004:31) führt. Als Beispiel dafür wird der Satz »Das Schnitzel wartet auf seine Rechnung« (ebd.) angeführt, bei welchem es sich zunächst um das Konzept des Restaurants handelt und verschiedene Ausgangspunkte zur Metonymiebildung denkbar wären. Jedoch handelt sich in diesem konkreten Fall um eine spezifische Lesart der Teil-Ganzes-Beziehung. Beschrieben werden könnte damit beispielsweise ein Gespräch zweier Bediensteter, bei welchem die vom Gast konsumierte Speise diesen im Auge der Kellner von anderen Gästen differenziert. Weitere Identifikationsmöglichkeiten wären durch die Benennung äußerer Charakteristika wie Haarfarbe oder Kleidung ebenso denkbar. In dem Satz »Tisch 3 wartet

auf seine Rechnung« steht beispielsweise die Tischnummer im Vordergrund der Bezeichnung (Drößiger 2004:32). Diesen genannten »referentiellen Ersetzungen« (Radden 1996) wohnt ein bestimmtes evoziertes Potential inne, welches vom Sprecher intendiert wurde. Nahezu alle Äußerungen enthalten solche nicht-wörtlichen Elemente, welche sich auf den situativen, kommunikativen Kontext beziehen. Genau diese referentiellen Bezüge ermöglichen metonymischen Ausdrücken eine große Wirkungspotenz, welche auch situativen Humor, wie im erst genannten Beispiel, erzeugen kann (vgl. Drößiger 2004:31f.).

Dass metonymische Prozesse nicht nur zwischen verschiedenen sprachlichen Zeichen stattfinden, sondern deren Elemente ebenso auf außersprachliche innerhalb der jeweiligen Kommunikationssituation verweisen, lässt die Interpretationsleistung des Rezipienten in den Vordergrund rücken. Die Perspektive des Hörers bzw. Lesers ist demnach entscheidend, da er die Metonymie als eine Aufforderung verstehen muss, genau jenes außersprachliche Element aus dem Kontext zu filtern, welches sich auf die Aussage bezieht, ohne diesen Ausdruck jedoch wörtlich zu meinen. Die Erkennung der Sprecherintention auf Hörerseite wird als »konversationelle Implikatur« (Diewald 1997:54) bezeichnet und meint die vom Rezipienten vermutete Auslegung des vom Sprecher über die wörtliche Bedeutung hinaus Gemeinten. Da Grundvoraussetzung einer erfolgreichen Kommunikation unter anderem die Annahme des Rezipienten ist, das Gesagte sei in jedem Fall für die Aussage relevant, bezieht der Hörer, den außersprachlichen Kontext in seine kognitiven Prozesse mit ein. Folgendes Beispiel ließe sich so nur in einer entsprechenden Situation verstehen:

(12) Anna: *Du, es ist halb neun.*

Birgit: *Ich komm ja schon.* (Diewald 1997:54)

Durch Birgits Annahme, dass Anna die Konversationsmaximen der Kooperation mit dem Gesprächspartner und der Relevanz des Geäußerten einhält, ist anhand ihrer Antwort eine konversationelle Implikatur nachzuvollziehen. Da sie Annas Aussage im konkreten Kontext, beispielsweise einer baldigen Abreise beider kurz nach halb neun mit dem Zug, erfährt, kann sie die daraus folgende, indirekte Aufforderung Annas schlussfolgern, dass sie sich beeilen sollte (vgl. Diewald 1997:53f.).

Durch solche Implikaturen, welche den Informationsgehalt bzw. die Relevanz einer Aussage erhöhen, kann ein Rezipient der Äußerung Informationen entnehmen, welche über das Gesagte hinausgehen. So können indirekte Aufforderungen, Fragen oder Wünsche vom Rezipienten wahrgenommen werden. Diese »pragmatische[] Verstärkung« (Diewald 1997:55) entsteht demnach erst durch Einbeziehung des Kontexts, welcher Äußerungen innerhalb einer Sprachkultur durch konversationelle Implikatur als naheliegend bzw. stereotyp wahrnehmbar werden lässt. Innerhalb einer Gemeinschaft treten diese Implikaturen konstant in

Kommunikationssituationen auf und werden als natürliche Bestandteile der Alltagssprache betrachtet. Wenn die implizierte Bedeutung einer Aussage semantisch in einem sprachlichen Element des Wortes enthalten ist, geht die konversationelle in eine konventionelle Implikatur über. In den meisten Fällen stellt dieser Übergang die Grundlage für Grammatikalisierungsprozesse dar. Ein solcher semantischer Bedeutungswandel ist allerdings nur durch häufiges Vorkommen der ursprünglichen konversationellen Implikatur möglich und kann, ebenso wie bei der Metapher, zum Nebeneinander der neuen und alten Bedeutung, zur Polysemie, führen, wie es beispielsweise im heutigen Deutsch bei der adversativen und temporalen Lesart von »während« der Fall ist (vgl. Diewald 1997:54–56).

Ein diachrones Beispiel für den Implikaturen-Wechsel stellt die Konjunktion »weil« dar. Im Althochdeutschen drückte »*dia wīla so*« (Kluge 1989:784) die Gleichzeitigkeit von Ereignissen aus, woraus sich der konzessive Ausdruck »*die wīle*« (ebd.) entwickelte, der vergleichbar mit dem heutigen »während« oder englischen »*while*« (Diewald 1997:57) ist. Im Kontext des Spätmittelhochdeutschen »*wīle*« (Kluge 1989:784) entwuchs dann die aktuelle kausale Lesart. Die Entwicklung dieser ursprünglich temporalen zu einer kausalen Implikatur, welche im aktuellen Sprachgebrauch konventionalisiert ist, weist laut Diewald alle Kennzeichen von Grammatikalisierung, d. h. phonologische und semantische Reduktion, Dekategorisierung sowie den Gewinn einer grammatischen Bedeutung, auf (vgl. 1997:57). Kausale Implikaturen entstehen durch eine innerhalb eines bestimmten Zeitraumes vorliegende Überlappung zwischen neuer und alter Bedeutung des Begriffs. Ähnlich verhält es sich mit dem englischen »*while*« (ebd.), bei welchem die aktuelle adversative Lesart »während« aus einer konversationellen Implikatur entstand, welche durch die Benennung des Außergewöhnlichen innerhalb einer Aussage gewachsen ist. Anhand dieser in unterschiedlichen Sprachen parallel verlaufenden Entwicklungen lässt sich beweisen, dass übereinzelsprachliche Prozesse der Kognition und Pragmatik eine bedeutende Rolle innerhalb der Grammatikalisierung spielen (vgl. Diewald 1997:56–58).

Zur umfassenderen Darstellung des Metonymie-Begriffs schlägt Drößiger neben den zwei Ausgangspunkten der semantischen und kognitiven Richtung weiterhin ein sprachlich-kognitives Begriffsverständnis vor (vgl. 2004:32). Dabei ist der konzeptuelle Rahmen für die Entstehung von Metonymie verantwortlich. Dieses Schema stellt die »zu einer Wissensstruktur im Wissensbestand eines Sprechers/Schreibers verarbeitete ganzheitliche Wahrnehmung eines Ausschnittes aus der äußeren Welt« (ebd.) dar, welche durch das Analogie-Prinzip strukturiert ist. Dieser konzeptuelle Rahmen enthält weiterhin sowohl Merkmale der Dynamik als auch der Stabilität und ist als mentaler Raum wahrzunehmen, in dem jeweils spezifische Elemente fokussiert werden (vgl. Drößiger 2004:32f.). Vor allem das zuletzt genannte Merkmal der »Exponierung« (ebd.) ist das ausschlag-

gebende Kriterium zur Entstehung von metonymischen Prozessen, bei welchen je unterschiedliche Absichten und Erfahrungen des Produzenten in den Vordergrund gerückt werden und jedes Element eines Konzeptes durch ein anderes, damit im Wirkzusammenhang stehendes, ersetzt werden kann (vgl. Drößiger 2004:32f.). Aufgrund dieses Begründungszusammenhangs eröffnet Drößiger zwei mögliche Erscheinungsformen der Metonymie als »statisch« bzw. »dynamisch« (vgl. 2004:33).

Zu den für die Grammatikalisierungsprozesse entscheidenderen statisch-dominierenden Metonymien gehören die Ganzes-Teil-Beziehungen ebenso wie die Gefäß-Inhalt-Metonymien. Eine weitere Unterteilung dieser wäre aufgrund der Sichtweise auf das Konzept möglich, bei welcher beispielsweise die Gefäß-Inhalt-Beziehung zu den ausschnitthaften oder auch partikulären im Gegensatz zu den singulären oder nach Ganzheitlichkeit unterteilten gehört. Die statistisch am häufigsten in alltäglich verwendeten Ganzes-Teil-Metonymien, bei welchen die Beziehung in beide Richtungen dargestellt werden kann (vgl. Drößiger 2004:34), wurden bei Untersuchungen der Textform Tageszeitung in weitere Gruppen unterteilt. So steht im Satz »*Europa lebt von der Vielfalt seiner Kulturen*« (ebd.) der Satz als geografische Einheit für die dort lebenden Nationalitäten, wohingegen im Beispiel der »*Briten, die [...] Mannesmann-Aktien halten*« (ebd.) eine ethnisch geprägte Bevölkerungsgruppe gemeint ist. Innerhalb der Institution-Person-Metonymie bezieht sich beispielsweise die »*Politik*«, welche die »*Chance des Aufschwungs nicht verpassen*« (ebd.) darf, auf die in ihr agierenden Personen.

Für die auf den sprachlich-kognitiven Verknüpfungen der Kontiguität beruhenden, stark abstrahierten Ausdrücke lässt sich der aus der Prototypensemantik bekannte Begriff der »Basiskategorisierung« (ebd.) verwenden. Aktuelle Veränderungsprozesse innerhalb der Gesellschaft ermöglichen weiterhin die Entstehung anderer Referenzen und neuer syntagmatischer Bezeichnungen. So könnte ein Rezipient seine Wahrnehmung beim zuerst genannten Beispiel von »*Europa*« (»*Europa lebt von der Vielfalt seiner Kulturen*«) einerseits auf alle europäischen Bewohner fokussieren, aber auch nur bestimmte Gruppen innerhalb der Bevölkerung in das Blickfeld nehmen, für welche die »*Vielfalt*« eine größere Wichtigkeit einnimmt (Drößiger 2004:35).

Trotz dieser »Doppelnatur« (Drößiger 2004:35) von Metonymien, welche sich sowohl auf abstrakte als auch auf spezifische Kategorien beziehen können, wird durch das Wirkprinzip der Kontiguität deutlich, dass es sich hierbei nicht um Personifizierungen handelt, wie es bei der Metapher der Fall sein kann. Im Fokus stehen hier, wie bei »*Europa*« oder der »*Politik*«, die einzelnen Akteure, anders als bei Metaphern wie »*die Sonne lacht*«. (ebd.). Allerdings können durch die Metonymie ebenso Ausdrücke verallgemeinert bzw. Handlungsträger entpersonalisiert werden. Diese »Vergrößerung der Vagheit der Äußerung« wird auch als »Heckenausdruck« oder im Englischen als »Hedging« bezeichnet. (ebd.). Sie tritt

in den Fällen ein, in welchen beispielsweise Aussagen spezifiziert, relativiert oder hinsichtlich der Einstellung des Sprechers emotional eingefärbt werden. Der Satz »*Der Westen ist besorgt*« (Drößiger 2004:34) erscheint in dem Sinne abstrahiert, dass damit auf verschiedene geschichtliche Epochen und geografische Verteilungen Bezug genommen werden kann und Vagheit über den zu benennenden Referenzrahmen entsteht (vgl. Drößiger 2004:34f.,39).

Als umgekehrter, statisch-dominierender Metonymie-Typ liegt der Beziehung »Teil für das Ganze« (Drößiger 2004:36) die statistisch häufigste im Prinzip des Körperteils zugrunde, welches für das gesamte Lebewesen steht. Wenn es heißt, dass es »*kluge Köpfe in Deutschland*« (ebd.) gibt, so wird mit speziell diesem Körperteil die Eigenschaft des lebensnotwendigen und denkenden Zentrums fokussiert. Bei der Thematisierung von Körperteilen wird auf das allgemein zugrundeliegende Verständnis dieser sowie deren Bedeutsamkeit für die gesamte Physis zurückgegriffen. Wenn ein Politiker als »*Hand*« (ebd.) seiner Partei ausgewiesen wird, so lässt sich annehmen, dass dieser für praktische Umsetzungen und Tatkraft bekannt ist, wohingegen das »*Gesicht*« (ebd.) zum äußeren Erscheinungsbild eines Menschen Referenz nimmt und damit beispielsweise die Außenwirksamkeit einer politischen Vereinigung thematisieren könnte. Die Metonymie des Gesichts ist auch laut Lakoff und Johnson besonders in unserem Kulturkreis von Bedeutung, da Rezipienten aufgrund dessen über das sprachliche Konzeptsystem hinaus Vorstellungen über das benannte Gegenüber entwickeln (vgl. 2004:48).

Darüber hinaus gibt es noch weitere statische Metonymie-Arten, welche in der Verlaufsform »**Ort** > **Institution** > **Person(en)** > **Individuum**« (Drößiger 2004:38) ausgedrückt werden können und jeweils einen unterschiedlichen Fokus ermöglichen. Als Beispiel dafür soll an dieser Stelle die Aussage »*Dabei gibt wieder einmal Brüssel die Richtung vor*« (ebd.) zur Demonstration der drei zuerst genannten Konzepte ausreichen. »*Brüssel*« als Ort ist innerhalb dieser Aussage zunächst als eine Institution zu betrachten, innerhalb derer die Europäische Union angesiedelt ist. In einem weiteren Schritt bezieht sich die Aussage auf die dort arbeitenden Politiker. Diese Abfolge möglicher Konzepte gibt nicht nur die Hierarchie der Kontiguität, sondern auch deren Verlaufsrichtung an. Weiterhin stellen ebenso die Beziehungen von Einzelem und Vielheit, wie »*der Deutsche*« (ebd.), welcher für die Nation steht, sowie der Rohstoff (»*Gold*«, ebd.) für das Produkt (Medaille aus Gold) und das Gefäß für den Inhalt, wie in »*Ich trinke noch ein Glas*« (Drößiger 2004:39), statisch-dominierende und damit die hauptsächlich in der Alltagssprache verwendeten Metonymien dar. Diese bilden mit Hilfe der Kontiguität sprachlich-kognitive Prozesse »der Fokussierung von Begriffen (Konzeptelementen) innerhalb eines Konzeptes« (ebd.) aus und sind in ihrer metonymischen Konstruktion je umkehrbar.

Der Prozess der semantischen Bedeutungsveränderung aufgrund der Konti-

guität linguistischer und pragmatischer Kontexte ist besser bekannt als assoziativer oder konzeptuell metonymischer Wandel (vgl. Hopper/Traugott 1993:81) und verdeutlicht, dass auch die Metonymisierung ein ökonomisches Verfahren darstellt, bei welchem ein Wort unterschiedliche Bedeutungen zum Ausdruck bringen kann. Entscheidend ist hierbei besonders der situative Kommunikationskontext. Die den Prozess einleitende Motivation liegt allerdings, ebenso wie bei der Metapher, dem expressiven Sprechen zugrunde (vgl. Nübling 2010:121).

4 Das Zusammenwirken von Metapher und Metonymie in Grammatikalisierungsprozessen

Die Beziehung der »Verwandtschaft« oder »Nachbarschaft« (Drößiger 2004:30), in welcher die beiden kognitiven Prozesse innerhalb der Forschung zumeist auftreten, soll abschließend thematisiert werden. In den vorhergehenden Kapiteln wurde darauf verwiesen, dass bei Grammatikalisierungsprozessen sowohl Metaphorisierung als auch Metonymisierung eine Rolle spielen. Ebenso beruht keines der beiden Konzepte auf einer rein sprachlichen oder ausschließlich kognitiven Ebene.

Gerade aus dem aktuellen Sprachgebrauch lassen sich Beispiele finden, welche nicht nur die Aktualität, sondern ebenso das gemeinsame Auftreten beider Prozesse beweisen. So zeigen Begriffe wie »weisses« oder »schwarzes Gold«, wobei ersteres für Porzellan, zweites für Erdöl verwendet wird, ebenso die »Dichotomie« beider Konzepte, wie auch die »grüne Hölle«, mit welcher der Dschungel gemeint ist (Drößiger 2004:32). Diese sprachlichen Ausdrücke sind sowohl metaphorisch als auch metonymisch, da bei den beiden erstgenannten die Prozesse der statisch-dominierenden Metonymie des Typs »Rohstoff für das Produkt« (Drößiger 2004:37) vorliegen, jedoch ebenso metaphorische Wirkmechanismen der Analogie-Bildung und des Überführens eines Konzepts in einen neuen Bereich eine Rolle spielen. Im zuletzt genannten Fall lässt sich besonders das metonymische Prinzip der Kontiguität sowie die Vergrößerung der Vagheit einer Bedeutung nachweisen, da diese negative Konnotation durch die emotionale Einfärbung des Sprechers intendiert wurde und die Aussage eher verallgemeinert, anstatt sie zu spezifizieren (vgl. Drößiger 2004:35f.). Andererseits wurde ein aus dem alltäglichen Sprachgebrauch bekanntes negatives Ortskonzept als Spenderbereich genutzt, um den Dschungel in ein neues Begriffsfeld zu führen.

Ein diachrones Beispiel für die dichotome Wirkung beider Prozesse stellt das Adjektiv »toll« (Nübling 2010:121) dar. Als heutiger Ausdruck der Begeisterung, wie in »ein tolles Auto« (ebd.), liegt das Ergebnis der Metapher vor. Dessen ursprüngliche Bedeutung als laut oder lärmend mit der dazugehörigen Konnotation ist heute nur noch in festen Ausdrücken wie »herumtollende Kinder/Hunde«

(ebd.) enthalten ist. Durch metonymische Einwirkung wurde das Wort zunächst *innerhalb* des Bezugsrahmens auf den Geisteszustand beeinträchtigter Personen im Sinne von »verrückt« (ebd.) übertragen wurde. Hier spiegelt sich die Beziehung zwischen dem Ganzen, der Verrücktheit, und dessen Teil, dem lauten, störenden Verhalten, wider. So konnte erst nach der »Verschiebung innerhalb des gleichen Bezugsrahmens« (Nübling 2010:120), der Kontiguität, eine Übertragung des Konzepts in einen anderen Empfängerbereich und damit ein »Vergleich[] *zwischen* verschiedenen Bezugsrahmen« (ebd.) stattfinden.

Wenn Grammatikalisierung als ein gradueller Prozess beschrieben wird, bei welchem eine ursprünglich lexikalische Form einzelne Zwischenstufen bis hin zum Grammatischen durchläuft, so lassen sich auch die beiden darin wirkenden kognitiven Mechanismen in zeitliche Stadien einteilen. Laut Diewald finden vor allem zu Beginn des eintretenden semantischen Bedeutungswandels metonymische Prozesse statt, da dieser zunächst nur in konkreten Situationen vorliegt und somit durch konversationelle Implikaturen beschreibbar ist (vgl. 1997:59). Ein späterer metaphorischer »Sprung« (ebd.) über die Domänengrenzen hinweg kann erst auf dieser Grundlage stattfinden. Aus der Kette an Wirkzusammenhängen lässt sich ableiten, dass Prozesse der Metonymisierung zunächst in der Anfangsphase der Grammatikalisierung auftreten. Deren Potential liegt sowohl in den informationsverstärkenden, kontextspezifischen Implikaturen als auch in der Kontiguität. Metonymie wird daher als »eigentliche Motivation des [Sprach]Wandels« (Diewald 1997:60) angesehen, wohingegen die Metapher das Ergebnis der Entwicklung darstellt. Die von Heine, Claudi und Hünemeyer beschriebene Abstraktionskette (vgl. 1991:48) gibt dabei die Richtung vor, innerhalb derer die konzeptuellen Domänen als Ausgangs- oder Endpunkt von Grammatikalisierung stehen können (vgl. Diewald 1997:60). In diesem Zusammenhang ist als weitere Unterscheidung beider Konzepte deren jeweils mögliche directionale Umsetzung zu benennen. Während durch die bereits dargestellte Skala der Metaphorisierung dieser Prozess nur vom Konkreten zum Abstrakten funktioniert, ist beispielsweise bei der Teil-Ganzes-Metonymie die Darstellung der Beziehung in beide Richtungen möglich (vgl. Diewald 1997:53).

Auch Heine, Claudi und Hünemeyer sehen die verschiedenen ineinander wirkenden Konzepte der Metapher und Metonymie als graduelle Prozesse innerhalb der Grammatikalisierung an (vgl. 1991:70). Zur zeitlichen Abgrenzung beider greifen sie wiederum auf das bereits beschriebene Phänomen des englischen »going to« zurück (vgl. 1991:70f.). Hierfür seien zur besseren Darstellung die Beispiele der Autoren genannt:

- (16) Henry is going to town.
- (17) Are you going to the library?
- (18) No, I am going to eat.
- (19) I am going to do my very best to make you happy.

(20) The rain is going to come. (1991:71)

Die Entwicklung vom wörtlichen Gebrauch des »going to«, der räumlichen Bewegung in Beispiel (16), zum metaphorischen Ausdruck der zeitlichen Deixis in (20), ist anhand einzeln wirkender metaphorischer Analogiebildungen und metonymischer Kontiguität nachzuvollziehen. Als Zwischenschritte lassen sich »a large number of intermediate sentences« (Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:71) ableiten, die nur minimale konzeptuelle Schattierungen aufweisen. Die räumliche, aspektbezogene Bedeutung im Satz (16) kann als Ausgangspunkt metonymischer Wirkmechanismen der nächsten beiden Beispiele angesehen werden, in welchen ein weiteres semantisches Konzept zu dem Räumlichen hinzukommt. So ist es in der Antwort (18) auf die Frage, ob jemand in die Bibliothek geht (s. (17)), einerseits möglich, anzunehmen, dass er anstatt dessen essen geht, womit weiterhin der räumliche Aspekt aufgegriffen werden würde. Jedoch lässt sich die Aussage auch futurisch als Intention, essen gehen zu wollen, lesen. Hier entscheidet der jeweilige Kommunikationszusammenhang über die Lesart. Dass beide Konzepte, sowohl das räumliche als auch die Vorhersage einer Intention, rein theoretisch möglich wären, zeugt erneut von der bereits beschriebenen semantischen Ambiguität. Dem darauf folgenden Satz (19) ist keine räumliche Bedeutung mehr zuzumessen. Zunächst wurde durch konversationelle Implikatur und Kontiguität der zweiten Bedeutung des Ausdrucks einer Absicht durch »going to« Platz geschaffen. Dies ermöglicht die Verwendung des Konzeptes in bisher fremden, neuen Kontexten. Durch den Übergang der konversationellen zur konventionellen Implikatur entsteht letztendlich die Polysemie des Ausdrucks, welcher als metaphorisches Ergebnis die futurische Bedeutung trägt. Nicht nur die ursprünglich räumliche Bedeutung als Bewegungsverb, sondern auch das intentionale Konzept, welches in den Zwischenstadien wirksam wurde, sind im Satz (20) nicht mehr zu finden. In dieser Aussage steht allein die prophezeiende Lesart von »going to« als grammatikalisierendes »Futurauxiliar« der Verbalphrase (vgl. Diewald 1997:62) im Fokus. Durch die metonymische Bewegung »from spatial directionality to situational bondedness« (Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:71), von dem direktionalen Vollverb über das Hilfsverb des Futur anhand metonymischer Reanalyse, ist nicht nur eine analogische Ausdehnung auf alle Verben als metaphorischer Prozess entstanden (vgl. Diewald 1997:63). Ebenso geht damit Polysemie, ein Bedeutungszuwachs von »going to«, in je verschiedenen Kontexten einher.

Die Unterschiede, welche in beiden Konzepten vorliegen, werden in der Forschung verschieden beschrieben. So spricht Diewald von Differenzen bezogen auf die Problemlösung im Grammatikalisierungsprozess (vgl. 1997:60). Während die Metapher mit der Versprachlichung abstrakter Inhalte kognitive Aufgabenfelder behandelt, wird durch die Metonymie zunächst nur indirekt der nicht sprachlich

dargestellte Inhalt des Sprechers bezeichnet. Je konkreter der Übergang innerhalb der beteiligten Konzepte nachzuvollziehen ist, desto analogischer und metaphorischer ist der dabei stattfindende Vorgang. Falls die Problemlösung allerdings auf einer abstrakten Ebene geschieht, lässt sich der Transfer innerhalb einzelner Grenzüberschreitungspunkte nicht genau wahrnehmen und involviert stärker metonymische Prozesse der graduellen Beziehungen (vgl. Diewald 1997:59).

Diewald systematisiert die Konzepte von Metapher und Metonymie weiterhin auf zwei unterschiedlichen linguistischen Achsen. Die Ähnlichkeitsbeziehungen des erstgenannten funktionieren auf der »paradigmatischen Achse« (1997:43), wobei eine Einheit eine gleichwertige in einem spezifischen Sinnkontext vertritt. Das hier vorliegende »Verhältnis der paradigmatischen Situierbarkeit« (1997:43) stellt sie der metonymischen Wirkung auf syntagmatischer Achse gegenüber. Als »Gegenstück zur Metapher« (1997:53) handelt es sich hierbei um die Ebene, in welcher Zeichen und deren Inhalte syntagmatisch miteinander verkettet werden und für welche die Beziehung der Kontiguität das ausschlaggebende Kriterium ist (vgl. ebd.).

Ähnlich der verschiedenen Problemlösungen nach Diewald sehen Lakoff und Johnson in der Metapher und Metonymie die Bearbeitung je unterschiedlicher Aufgaben (vgl. 2004:47). Diese besteht für den ersten Prozess darin, einen Sachverhalt dadurch verstehbar zu machen, dass dieser durch die Sicht eines weiteren betrachtet wird. Aufgabe der Metonymie ist es hingegen, »eine Beziehung herzustellen, so daß [sic] wir eine Entität benutzen können, damit diese »für eine andere steht« (ebd.). Damit wird die Beziehungsfunktion herausgestellt und betont, dass innerhalb der Metonymisierung eine Fokussierung auf einen bestimmten Teilaspekt desselben Konzeptes stattfindet. Die beiden Autoren merken weiter an, dass beide Prozesse generell ähnliche Ziele auf annähernd gleiche Weise, durch Bedeutungsübertragung eines Begriffs auf einen anderen, erreichen und diese ähnlich funktionieren (vgl. Lakoff/Johnson 2004:47–51).

Anstelle des Achsen-Modells schlagen Hopper und Traugott einen Unterschied innerhalb des semantischen Transfers vor. In Anlehnung an Anttila, welcher die Metapher bezeichnet als »semantic transfer through a similarity of sense perceptions« (1989:142), sorgen metaphorische Strategien für die Darstellung einer semantischen Domäne durch eine andere, nicht anwesende. Demgegenüber kommt es bei metonymischen Veränderungen zur stärkeren Beachtung der Hörer-Sprecher-Interaktion und der Regulierung der Kommunikation von semantischen Zeichen, die ansonsten verdeckt bleiben würden (vgl. Hopper/Traugott 1993:87). Zwar findet auch hier ein semantischer Transfer statt, allerdings wird dieser durch die Kontiguität widergespiegelt (vgl. Anttila 1989:142). Gelten die Beziehungen der verschieden wirksamen Konzepte innerhalb der Metapher als analogisch und ikonisch, so wird die Metonymie von Hopper und Traugott als indexikalischer Vorgang angesehen (vgl. 1993:81f.). Für die beiden Autoren sind Metapher und

Metonymie »complementary, not mutually exclusive, processes at the pragmatic level« (1993:87), bei welcher Re-Interpretation im Zusammenhang steht mit dem kognitiven Prozess der Metonymie und Analogie verbunden ist mit der Metapher.

Besonders eine von Heine, Claudi und Hünne Meyer beschriebene Unterklasse der Metapher spiegelt die damit beschriebene Wechselseitigkeit der Prozesse wider. Die »emerging metaphors« (1991:60), die Bedeutungserweiterung auf der Grundlage bereits bestehender Konzepte, entsteht durch konversationelle Implikaturen, welche durch kontext-spezifische Re-Interpretation erst eine metaphorische Lesart ermöglichen. Diese enge Verknüpfung mit der Metonymie beweist, dass der Metapher metonymische Prozesse vorausgehen müssen, bevor diese als Produkt des Sprachwandels wirken kann. Während der Entwicklung sei es laut den Autoren »often hard, if not impossible« (1991:61), die jeweils wirkenden Faktoren den beiden Prozessen distinkt zuzuteilen.

Letztendlich sind es demnach beide Prozesse, die als geistige und sprachliche Aktivitäten bei der Entstehung grammatischer Kategorien zusammenspielen:

Metaphor and metonymy are not only compatible with one another, but they form complementary aspects that are necessarily present in the process of grammaticalization. (Heine/Claudi/Hünne Meyer 1991:48)

Bibliographie

- ANTTILA, RAIMO (1989): Historical and comparative linguistics. 2nd rev. ed. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Pub. Co. (Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science. Series IV, Current issues in linguistic theory).
- DI EWALD, GABRIELE (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: M. Niemeyer (Germanistische Arbeitshefte).
- DRÖSSIGER, HANS-HARRY (2004): Bemerkungen zur kommunikativen und kognitiven Charakteristik der Metonymie im Deutschen. In: Studies about Languages. 2004 (5): S. 30–40. Online verfügbar unter www.ceeol.com, zuletzt geprüft am 18.02.2015.
- HASER, VERENA (2005): Metaphor, metonymy, and experientialist philosophy. Challenging cognitive semantics. Berlin, New York: De Gruyter.
- HEINE, BERND; CLAUDI, ULRIKE; HÜNNEMEYER, FRIEDERIKE (1991): Grammaticalization. A conceptual framework. Chicago: University of Chicago Press.
- HOPPER, PAUL J.; TRAU GOTT, ELIZABETH CLOSS (1993): Grammaticalization. Cambridge, New York: Cambridge University Press (Cambridge textbooks in linguistics).
- KLUGE, FRIEDRICH; BÜRGISSE R, MAX; GREGOR, BERND; SEEBOLD, ELMAR (1989): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Aufl. Berlin, New York: De Gruyter.
- LAKOFF, GEORGE; JOHNSON, MARK (2004): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. 4., Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- LAUSBERG, HEINRICH; ARENS, ARNOLD (1990): Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. 3. Aufl. Stuttgart: Franz Steiner.
- NÜBLING, DAMARIS; DAMMEL, ANTJE; DUKE, JANET; SZCZEPANIAK, RENATA (2010): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 3., überarb. Aufl. Tübingen: Narr.
- PEIRCE, CHARLES S.; HARTSHORNE, CHARLES; WEISS, PAUL (1998): Collected papers of Charles Sanders Peirce. Bristol, England: Thoemmes Press.
- Universität Hamburg (20.11.1996): Kognition und spezielle Rhetorik. Weltweit erster Workshop über Metonymie in Hamburg. Radden, Günter: Radden@rrz.uni-hamburg.de. Online unter <http://www.uni-hamburg.de/PSV/PR/Presse/Mitteilu/meton.html>, zuletzt geprüft am 23.02.2015.

Friederike Hempel

Ikonizität in der deutschen Grammatik

1 Einleitende Worte und Fragestellung

Im Rahmen der studentischen Tagung »Grammatikalisierungsprozesse im Deutschen« galt es, sich einem selbst gewählten Thema genauer zu widmen, sich mittels diverser Fachliteratur eingehender zu informieren und das neu erworbene Wissen an die Interessenten und Zuhörer in Form eines 30-minütigen Vortrags weiterzugeben. Der hier verschriftete steht unter dem Titel »Ikonizität in der deutschen Grammatik« und gliedert sich in folgende Unterpunkte: Zunächst wird die grundlegende Fragestellung vorgestellt, um sodann einige für den Vortrag relevante Begrifflichkeiten näher zu bestimmen. Dies wären »Ikon« nach C.S. Peirce, der Terminus »Ikonizität« in der deutschen Sprache im Allgemeinen und »Ikonizität« nach der Auffassung J. Haimans. Im Anschluss wird an mehreren Beispielen aufgezeigt, in welcher Form ikonische Prinzipien in der deutschen Morphologie und der deutschen Syntax auftreten. Im Fazit ist eine Zusammenfassung der Beschaffenheit der Ikonizität, des Nutzens der ikonischen Kodierungen und Prinzipien sowie deren Bedeutung im Rahmen der Grammatikalisierungsprozesse zu erlesen. Auch die Kritik, die an der Auffassung Haimans und dem Ikonizitätsprinzip geübt wird, bleibt nicht unbenannt.

In der deutschen Linguistik vertritt und unterscheidet man zwischen vier Dichotomien, d. h. zweigliedrigen Einteilungen, hinsichtlich derer man grammatische Prinzipien natürlicher Sprachen untersucht. Man fragt danach, ob sie

1. *rein formal oder funktional, d. h. auf der Funktion der Grammatik beruhend, motiviert*
2. *sprachspezifisch oder sprachunabhängig*
3. *eine angeborene kognitive Grundausstattung im Sinne einer Universalgrammatik oder erworben durch generalisierte Inputdaten im Laufe des Spracherwerbs*
4. *abstrakt oder relativ oberflächennah und leicht ersichtlich bzw. beschreibbar*

sind. Meist wird zwischen Form und Funktion differenziert. Es wird wiederkehrenden, allgemeinen und abstrakten Mustern nachgegangen, d. h. »Sage alles so genau wie möglich«, und der Sprachökonomie im Sprachgebrauch im Sinne von »Sage alles so kurz wie möglich«. Es herrscht das abstrakte Prinzip der Minimalität, das die Anpassung an die konzeptuell-intentionale Semantik und die sensorisch-motorische Phonologie beschreibt: Die Schnittstellen zwischen Semantik, Phonologie und Berechnungseffizienz werden zugunsten einer optima-

len, maximalökonomischen Umsetzung realisiert. Die menschliche Sprachfähigkeit scheint so optimiert zu sein, dass sie an diese Anforderungen angepasst ist, anstelle der kommunikativen Effizienz (vgl. Döring, 2007:135). Doch gilt dies auch für das Prinzip der Ikonizität? Was bedeutet dieser Begriff und wodurch zeichnet es sich in der deutschen Sprache aus?

2 Begriffsbestimmung

2.1 »Ikon« nach C.S. Peirce

Gabriele Diewald schreibt in ihrem Werk »Grammatikalisierung – Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen« aus dem Jahre 1997: »Eine ikonische Kodierung liegt, vereinfacht gesprochen, vor, wenn eine Korrelation zwischen Formunterschieden und Inhaltsunterschieden besteht.« (Diewald 1997:102).

Der Begriff »Ikon« stammt von dem russischen »ikona« ab, welches sich aus dem mittelgriechischen »eikóna« ableitet (zu Griechisch »eikón«), das mit »Bild« ins Deutsche übersetzbar ist. In der Sprachforschung besteht die Annahme, dass sich sprachliche Zeichen(-folgen) und kognitive Konzepte, d. h. Begriffe, auf außersprachliche Objekte und Strukturen beziehen können (vgl. Römer 2006:3). C.S. Peirce äußert, dass ein Ikon ein Zeichen ist, das seine Bedeutung durch die Assoziation seines Interpreten erhält (vgl. Helmbrecht 2004:211). »Diese Assoziation auf die intendierte Bedeutung eines Ikonen wird ermöglicht durch die Ähnlichkeit oder Homologie zwischen dem Signifikant und dem Signifikatum« (Assidue 2014:1). Die Ähnlichkeit der Form von Zeichen schließt eine Ähnlichkeit in deren Funktion ein (vgl. Müller in: Döring 2007:138). Im Idealfall ist eine Funktion zu einer Form gehörig. Peirce bezeichnet ein Ikon als »eineinheitlich«. Es erweckt auf Seiten der Interpretanten einen Eindruck der Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem und bildet die relationale Struktur innerhalb eines Objektes ab.

Als Beispiele für ikonische Zeichen sind Fotografien, Karikaturen, Fußabdrücke oder geometrische Figuren zu nennen, ebenso wie Diagramme. Zu letzteren werden nach Peirce u. a. auch Sätze und Urteile gezählt, die bestimmte Relationen abbilden, wie bspw. *Ben* → *liebt* → *Anna*. Dieser Satz setzt Ben und Anna in eine eindeutige Relation.

Charles Sander Peirce hat von 1893 bis 1914 gelebt und war ein bekannter Philosoph, Mathematiker und Logiker. Vor allem ist er als Vertreter des Pragmatismus und der Semiotik, d. h. der Lehre von den Zeichen bzw. der Zeichentheorie, namhaft geworden. Seines Erachtens formt sich das Denken in Bildern (vgl. Müller 2003:36). Er definiert »Zeichen«, »Objekt« und »Interpretant« wie folgt:

Ein Zeichen ist ein Ding, das dazu dient, ein Wissen von einem anderen Ding

zu vermitteln, das es, wie man sagt, vertritt oder darstellt. Dieses Ding nennt man Objekt des Zeichens. Die vom Zeichen hervorgerufene Idee im Geist, die ein geistiges Zeichen desselben Objekts ist, nennt man den Interpretanten des Zeichens. (Peirce 2000:204)

In der Syntax jeder Sprache gibt es seiner Ansicht nach logische Ikone von der Art, die nach herkömmlichen Regeln gestützt werden (vgl. Haiman 1985:187). Er erörtert unter diesem Aspekt, wie ein Zeichen sein Objekt v. a. über die Ähnlichkeit repräsentiert. Peirce differenziert zwischen Ikon, einer Idee, und Hypoikon, dem ikonischen Zeichen. Peirce konkretisiert im weiteren Verlauf seiner Forschung seine zuvor zu eng gefasste Definition des Ikons als Zeichen. Er differenziert nun zwischen Ikon, einer Idee, und Hypoikon, dem ikonischen Zeichen. Die ikonische Relation zwischen Zeichen und Objekt betrifft nicht ein zeichen-unabhängiges reales Objekt, aber ein Objekt, das im Zeichen erkannt wird. Dies benennt er als »unmittelbares Objekt«, unterscheidet jedoch später nochmals zwischen »dynamisch« und »unmittelbar«.

Eine ikonische Kodierung setzt sich aus den drei im vorhergehenden Zitat angeführten Teilen zusammen: einem Interpretanten eines Zeichens, dem Zeichen an sich, das ein Objekt repräsentiert, und dem Objekt, auf das sich das Zeichen bezieht. Peirce unterteilt die Hypoikone in drei Hauptzeichenarten. Die sind erstens die indexikalischen Anzeichen, zu denen bspw. Rauch gehört, der auf Feuer verweist. Zweitens gibt es ikonische Bildzeichen, die entweder bildhaft, metaphorisch oder diagrammatisch sind. Laut Peirce sind Diagramme, zu denen, wie bereits angeführt, auch Sätze gehören, komplexe Zeichen, die ein komplexes Konzept repräsentieren. Eine dritte Unterklasse sind die Symbole. Diese Untergliederung der Zeichen in Ikone, Indizien und Symbole ist längere Zeit als direkte Klassifikation missinterpretiert worden. Peirce selbst gibt im Anklang an dieses Missverständnis zusätzlich an, dass Symbole zum Teil ikonisch, zum Teil indexikalisch sind (vgl. Müller 2003:25).

2.2 Ikonizität

Der Begriff der »Ikonizität« ist weiter gefasst als das recht enge Verständnis Peirce⁶, denn es bezieht die gesamte Grammatik ein und ist kognitiv basiert (vgl. Müller in: Döring 2007:135ff.). Er bedeutet Abbildhaftigkeit; was sich aus dem Altgriechischen »ΕΙΚΟΝ« (»Abbild«) bzw. dem lat. »iconismus« (»Abbildung, treue Darstellung«) ableitet (vgl. HU Berlin 2014). Ikonizität wird nicht im Sinne der Piktographie verstanden, bei der das äußere Erscheinungsbild der Schrift dem bezeichneten Gegenstand ähnelt. Auch als die ägyptischen Schriftzeichen piktographisch gelesen worden sind, ist es zu vielen Irrtümern innerhalb der Deutung gekommen, denn auch hier sind phonetische oder silbische Lesungen zum vollkommenen Verständnis von Nöten (vgl. Loprieno 2011:72).

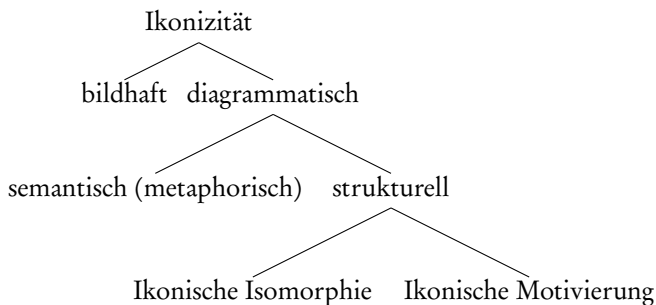
Ikonizität beruht auf der grundlegenden Annahme, dass zwischen der Form und dem Inhalt des sprachlichen Zeichens eine eindeutige Beziehung bzw. Motivierung besteht. Sie ist die »[...] wichtigste Art der externen Motivierung von sprachlich-grammatischen Strukturen.« (Gallmann 2007:207). Es gibt neben dem Niedergeschriebenen zwei Ebenen des Nichtsprachlichen in der Ikonizität:

1. *die Ebene der Referenz der Sprache, die Bezugsobjekte der Lexeme*
2. *die mentale Ebene, d. h. die Konzeptualisierung des von den Sprechern bezeichneten Gegenstands durch die Sprechenden.* (vgl. Gallmann 2007:203)

Man unterscheidet drei Arten der Ikonizität in der deutschen Sprache:

1. *Bildhafte Ikonizität:*
= *Phonetische Ähnlichkeit zwischen Form des Signifikaten und seinem Signifikatum*
(Bsp.: *Onomatopoetika, Lautsymbolik,...*)
2. *Diagrammatische Ikonizität:*
= *Strukturelle Ähnlichkeit zwischen der morphologischen und syntaktischen Konstruktion* (Bsp.: *Isomorphieprinzip und Prinzip der ikonischen Motivierung (Haiman), Relevanzprinzip*)
3. *Metaphern:*
= *Semantische Ähnlichkeit zwischen dem Quell-Signifikatum und dem Ziel-Signifikatum*
(vgl. Assidue 2014:1)

Die in der Fachliteratur aufgeführten Arten lassen sich wie folgt zusammenführen (vgl. Gallmann 2007:207f.; Römer 2006:4):



2.3 Ikonizität nach J. Haiman

Im Rahmen dieses Vortrags ist primär die Haimansche Auffassung von Interesse. Haiman nimmt an, dass die Sprachen weit weniger arbiträr und weniger symbolisch sind, als bis dahin angenommen. »[...] linguistic forms are frequently the way they are because [...] they resemble the conceptual structures they are used to convey; [...]« (Haiman 1985:1). Er ist derzeit der Direktor des

Sprachwissenschafts-Programms am Macalester-College und hat zahlreiche Bücher und Artikel veröffentlicht. Er erforscht u. a. die syntaktischen Veränderungen der germanischen Sprachen, die Ikonizität in der Syntax und das Aufkommen und Verständnis von Ironie und Sarkasmus. Haiman äußert bzgl. der Ikonizität: »The natural condition of language is to preserve one form for one meaning, and one meaning on one form[...].« (Haiman 1985:189). Die diagrammatische Ikonizität lässt sich mittels der Formel bzw. dem logischen Schlusstypus $R(x,y) \rightarrow R'(x',y')$ darstellen. Dies bezieht sich auf den konstruktionellen Ikonismus und ist an folgenden Beispielen zu erklären:

- Bsp. 1: R (*lin. Nähe, lin. Ferne*) $\rightarrow R'$ (*sem. Nähe, sem. Ferne*)
 Bsp. 2: *Baum* \rightarrow *Bäume* (Sg. \rightarrow Pl.)
 Bsp. 3: *groß* \rightarrow *größer* (Positiv \rightarrow Komparativ)

Das bedeutet, dass sich der Referent in den drei Fällen nur in seiner quantitativen Ausformung ändert (vgl. Agel 2005:8). Die diagrammatische Ikonizität gehört in die Domäne der Grammatik, d. h. im weitesten Sinne in den Bereich der kompositionellen Struktur von Sprache. Kompositionell ikonisch bedeutet, dass eine Ähnlichkeit bzw. Homologie zwischen der linearen Struktur eines komplexen Signifikanten und seinem Signifikatum besteht. Semantische Komplexität korrespondiert mit struktureller Komplexität. Dies Verhältnis bezieht sich sowohl auf die Ebene der morphologischen Struktur des Wortes als auch auf die Ebene der Syntax (vgl. Assidue 2014:4).

Haiman (u. a.) unterscheidet die diagrammatische bzw. strukturelle Ikonizität nach

1. *Ikonischer Isomorphie*
2. *Ikonischer Motivierung*

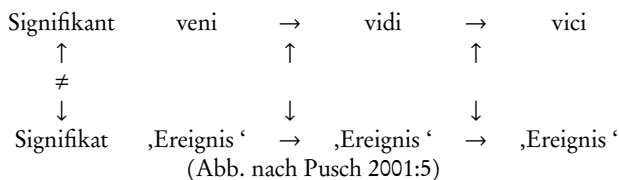
Unter *ikonischer Isomorphie* versteht man ein universelles Prinzip der Sprache, genauer gesagt die Ähnlichkeit in der Form, denn »isomorph« bedeutet von gleicher Gestalt oder Struktur. Dass in den natürlichen Sprachen eine Tendenz zu einer eindeutigen Beziehung von Form und Inhalt besteht, beschreibt Haiman mit den Worten »a one-to-one correspondence between the signans and the signatum« (Haiman 1985:189). Die konstruktionelle Bedeutung erschließt sich nur auf Diskursebene und verweist von daher auf eine externe Motivierung (vgl. Helmbrecht 2006:215ff.). Die ikonische Isomorphie beruht auf zwei grundlegenden Prinzipien:

1. *Vermeidung von Synonymen und Homonymien*
2. *Gewährleistung von Eineindeutigkeitsrelationen zwischen Form und Funktion*

Haiman bildet zwei Hypothesen: »Different forms will always entail a difference in communicative function. Conversely, recurrent identity of form

between different grammatical categories will always reflect some perceived similarity in communicative function.« (Haiman 1985:19).

Die *ikonische Motivierung* hingegen ist die Reflexion der Sprachstruktur eines Aspekts in der Struktur der Wirklichkeit. »[The] second type of iconicity [...] is that in which a grammatical structure, like an onomatopoeic word, reflects its meaning directly.« (Haiman 1985:189). Das Fundament hierfür bildet die entscheidende Vorstellung, dass morphologische Markierungen und grammatische Struktur mit der semantischen Bedeutung korrespondieren. Es herrscht jedoch nur Ähnlichkeit auf horizontaler, d. h. syntagmatischer Ebene:



3 Ikonizität in der deutschen Morphologie

Haiman äußert hierzu »categories that are marked morphologically [...] are also marked semantically« (Müller 2003:225) und verweist somit auf die ikonischen Strukturen in der Morphologie. Mayerthaler hat 1980 sogar die Ansicht vertreten, dass fast alle morphologischen Strukturen ikonisch sind. Nicht-ikonische Konstruktionen seien durch Entlehnungen oder phonologischen Wandel bedingt und neigen zu Instabilität. Die Ikonizität sei darüber hinaus auf die biologische Ausstattung zurückzuführen, wie z. B. die perzeptuelle Wahrnehmung und Deixis, d. h. die hinweisende Funktion von Wörtern (z. B. Pronomen wie dieser, jener; Adverbien wie hier, heute). Der Grad der Zugänglichkeit spiegele sich in der Substanz wider (vgl. Pishwa 1998:95). Es gibt bestimmte ikonische Prinzipien, die vorrangig in der Morphologie, aber auch in der Syntax greifen:

1. *Prinzip der Quantität:*
»Ein Mehr an Form bedeutet ein Mehr an Information«
2. *Prinzip der Komplexität:*
»Je abstrakter das Konzept, desto reduzierter ist sein morphologischer Ausdruck in der Regel. Morphologische Größe entspricht direkt und ikonisch konzeptioneller Absicht.«¹
3. *Prinzip der Kohäsion:*
»Der sprachliche Abstand zwischen den Ausdrücken entspricht der begrifflichen Entfernung zwischen ihnen.« (vgl. Haspelmath 2005:1ff.)

¹ Auf Grundlage dieses Prinzips erklärt sich auch, wieso die inhaltsvolleren lexikalischen Zeichen komplexer als grammatische Zeichen sind.

Diese Leitlinien werden an einigen Beispielen ersichtlich, so zum Beispiel in der Wortbildung: »erhören« »gehören« oder »verhören« sind mit mehr und expliziterem semantischen Inhalt versehen und somit länger und komplexer in der Form als die Grundform »hören« bzw. das englische »hear« (vgl. Pishwa 1998:95). Vor allem aber in der Flexionsmorphologie werden die ikonischen Prinzipien sichtbar, wenn auch nicht immer auf den ersten Blick. In der Flexionsmorphologie werden die systematischen Formveränderungen von Lexemen untersucht. Verschiedene Formen eines Lexems haben unterschiedliche grammatische Bedeutungen. Als Flexionsmarker versteht man die Form als phonologische Realisierung und die Funktion/den Inhalt als Menge der kennzeichnenden morphosyntaktischen Merkmale (vgl. Döring 2007:138). Bekanntermaßen existieren bei flektierbaren Wörtern unmarkierte Grundformen: bei Verben die Infinitivform, bei Nomen der Nominativ Singular und bei Adjektiven die Positivform. Die weiteren, markierten Formen sind oft länger als die unmarkierten, denn Formen, die anderen gegenüber inhaltlich hervorgehoben sind, haben zumeist

1. *häufig mehr phonetische Substanz, sie sind lautlich hervorgehoben*
2. *ein Mehr an sprachlicher bzw. schriftlicher Form.*

Als Beispiele sind zu nennen der Infinitiv »reden«, der im Präteritum zu »redete« verlängert wird, der Nominativ Singular »Haus«, der im Plural und somit eine größere Anzahl umfassend »Häuser« heißt, sowie die Steigerungsform »größer« von »groß«. Es besteht somit eine markierte Korrespondenz zwischen Signifikant und Signifikatum in der Pluralbildung. Im Englischen »dog-s« bzw. im Deutschen »Hund-e« steht der komplexe Plural im Gegensatz zum einfacheren Singular, es besteht ein formaler Kontrast zwischen substanziell realisierten Morphemen und Null als Zeichen zwischen mehr und weniger, zwischen semantischer Einfachheit und Komplexität.

Besieht man die Formklassen Personalpronomina, so steht die Frage im Zentrum, inwieweit die ikonischen Prinzipien der Zeichenerzeugung, und zwar vor allem die Prinzipien der diagrammatischen Ikonizität, bei der Entstehung und Grammatikalisierung von Personalpronomina eine Rolle spielen. Im Großteil aller Sprachen gibt es eine eigene, strukturell und distributionell abgrenzbare Wort- bzw. Formklasse von Personalpronomina, die paradigmatisch organisiert ist. Die einzelnen Personalpronomina sind stets definit und beschreiben eine spezifische Kombination von Personen- und Numeruskategorien. »Die rekurrente weltweite Bündelung von drei distinkten Kategorien (Definitheit, Personenkategorie, Numeruskategorie) in einem Morphem bzw. einer Morphemkombination (etwa Pronominalstamm plus Pluralaffix) ist ein ikonischer Ausdruck der engen konzeptuellen Zusammengehörigkeit dieser Kategorien für die (kommunikative) Funktion der Personenreferenz. [...] Die nahezu universelle Existenz einer Formklasse Personalpronomen ist Ausdruck und Evidenz für die Haimansche

Isomorphie-Hypothese.« (Helmbrecht 2004:223f.). Pronominalparadigmen sind um die beiden Sprechaktrollen Sprecher und Hörer entwickelt. Dass die einzelnen Personalpronomen immer wechselseitig aufeinander in einem Paradigma bezogen sind, reflektiert ikonisch die nahe konzeptuelle Zusammengehörigkeit dieser beiden Rollen. Die Bestandteile eines Paradigmas sind zum einen distributionell definiert und zum anderen semantisch verwandt. Diese semantische und konzeptuelle Nähe zeigt sich ikonisch reflektiert in der gemeinsamen distributionellen Position ihres Auftretens auf syntagmatischer Ebene, was wiederum Haimans Konzeption von Ikonizität exemplarisch stützt. Eine höhere Referenz lexikalischer Formen auf distinkte Teilnehmer des Diskurses geht zumeist mit einem Mehr an nominalen und grammatischen Eigenschaften einher.

Auch bei der Bildung des Numerus zeigt sich, wie bereits kurz erwähnt, dass Singularpronomen meist weniger komplex zu sein scheinen als Pluralpronomina, denn die Kategorie Plural weist auf eine unspezifische Anzahl von Instanzen hin, »[...] deren einzige Bedingung ist, dass sie größer als eins ist. [...] Dual- und Trialkategorien bezeichnen eine spezifische Menge von Instanzen einer Kategorie, die größer als eins ist.« (Assidue 2014:10). Die spezifische Pluralität weist eine komplexere Konzeptualisierung auf als die unspezifische, da die genaue Menge als Bestandteil hinzugefügt wird. Sie ist somit markierter. Im Deutschen existieren diverse syntaktische Bildungsformen und lexikalische Wege, um die explizite Anzahl der Referenten eines Pluralpronomens anzuzeigen. Diese zeichnen sich durch eine höhere morphologische bzw. syntagmatische Komplexität aus als die jeweilige unspezifische Pluralität. Das sieht man auch am Vergleich der folgenden Sätze:

»Ich gehe in die Stadt.«

»Du gehst in die Stadt.«

»Wir beide gehen in die Stadt.«

»Du und ich gehen in die Stadt.«

»Die fünf Jungs gehen in die Stadt.«

»Peter, Jonas, Tom, Charlie und Björn gehen in die Stadt.«

Bei genauerer Betrachtung der Personenkategorien in einem Paradigma hinsichtlich der Referenzmengen sieht man in der folgenden Tabelle, dass die semantische Komplexität der bedeutendsten Personen-/Numerus-Kategorien als Funktion ihrer Referenzmengen dargestellt ist:

Personen/Numerus-kategorie		Referenzmengen		Beispielpronomina aus dem Deutschen	
1sg		{1}		<i>ich</i>	
2sg		{2}		<i>du</i>	
3sg		{3}		<i>er/ sie/ es</i>	
1pl	1inkl	$\{1+2_{1-n}\}$ $\{1+3_{1-n}\}$	$\{1+2_{1-n}\}$ $\{1+2_{1-n}+3_{1-n}\}$	<i>wir</i>	\emptyset
	1exkl	$\{1+2_{1-n}+3_{1-n}\}$	$\{1+3_{1-n}\}$		\emptyset
2pl		$\{2_{2-n}\}$ $\{2_{1-n}+3_{1-n}\}$		<i>ibr</i>	
3pl		$\{3_{2-n}\}$		<i>sie</i>	

(Abb. nach Helmbrecht 2004:222)

Die Zahlen vertreten jeweils eine Instanz/ Token einer Sprechaktrolle: 1 ist der Sprecher, 2 ist ein Hörer, 3 ist ein Sprechaktunbeteiligter. Die tiefgestellten Indizes zeigen die mögliche Anzahl der Instanzen einer Sprechaktkategorie an. Demzufolge bedeutet bspw. »22-n« »2 bis n Hörer«. Hier zeigt sich, dass »1inkl.du Form »ich und du« [...] ikonisch die konzeptuelle Zusammengehörigkeit [reflektiert]«. (ASSIDUE, 2014:6) Dies ist, wie gesagt, ein ikonischer Reflex der engen konzeptuellen Zusammengehörigkeit: »wir« wird als exklusives wir (1exkl.pl) interpretiert, und die 2sg »du« wird dann zur Referenzmenge addiert. An den Mengen der Referenz wird die relative semantische Komplexität der verschiedenen Personen- und Numerus-Kategorien dargestellt. Die Komplexität steigert sich: Alle Pluralkategorien sind komplexer als die Singularkategorien, die 1pl ist komplexer als die 2pl, welche wiederum komplexer als die 3pl ist. Die 1pl wird in diversen Sprachen noch in eine 1inkl und 1exkl aufgespalten, die 1inkl ist komplexer als die 1exkl. (Vgl. ASSIDUE, 2014:6; Helmbrecht, 2006:222ff.)

Im Paradigma der deutschen nominalen Kasusflexion hingegen gibt es nur wenig sichtbare morphosyntaktische Veränderungen, v.a. im Bereich der Adjektive und Determinative, was Zweifel an der Gültigkeit des Ikonizität-Prinzips aufkommen lässt, jedoch durch für diesen Vortrag zu weitgreifende Prozesse des Wandels der Markiertheit erklärt werden kann. (Vgl. Döring, 2007:138):

- a) *Nom.: dieser Tee, dieses Bier, diese Milch, diese Gläser*
- b) *Gen.: dieses Tees, dieses Biers, dieser Milch, dieser Gläser*
- c) *Dat.: diesem Tee, diesem Bier, dieser Milch, diesen Gläsern*
- d) *Akk.: diesen Tee, dieses Bier, diese Milch, diese Gläser*

Ein weiteres Beispiel für die aufgeführten ikonischen Prinzipien sind die Höflichkeitsdistinktionen, die in Hinblick auf die Länge der Formulierungen an späterer Stelle genauere Betrachtung erfahren. Auf der Ebene der Morphologie gibt es jedoch auch einige Strategien, eine Aufforderung höflicher zu gestalten.

Hierzu zählen:

1. *Verwendung der Frageform anstatt des Imperativs*
2. *Verwendung des Konjunktivs anstatt des Indikativs*
3. *Vermeidung der direkten Anrede*
4. *Wechsel vom familiären »du« zum höflichen »Sie«*
5. *Verwendung des Titels und des Nachnamens zur Anrede*
6. *Verwendung nur des Titels zur Anrede*

Höflichkeit ist stets markiert gegenüber unhöflicheren bzw. familiären Ausdrücken. Dies bedeutet aber nicht grundlegend, dass höfliche Pronomen immer mehr phonologische Substanz oder morphologische Komplexität aufzeigen als die weniger höfliche Variante. Hat das Pronomen der höflichen Anrede jedoch einen nominalen Ursprung oder wird das Nicht- 2sg-Pronomina für die Referenz auf den Hörer verwendet, deutet das auf Ikonizität hin. Die beiden soziologischen Parameter Macht und soziale Distanz werden durch die Kategorie Pluralität und die Verwendung der dritten Person ausgedrückt. Pluralität verdeutlicht die Macht, die dritte Person des Sprechaktabwesenden betont die soziale Distanz (vgl. Haiman 1985:154).

Sprachen äußern, zusammenfassend gesagt, die Kategorien Person und Numerus in einem Morphem oder in einer Morphemkombination. Dies ist funktional motiviert, da die Kategorien wesentlich für die Referenz auf Sprechaktbeteiligte und Unbeteiligte sind. Für die angemessene Darstellung der Form-Funktions-Beziehung in Personalpronomina müssen nicht nur, aber auch ikonische Faktoren - neben der Sprachökonomie oder der Empathie-Hierarchie - vermutet werden. Markiertheit kann jedoch nicht mit Ikonizität gleichgesetzt werden. Die Ikonizität hat aber eine kennzeichnende Bedeutung bei der Bildung von Personalpronomina in den Sprachen, d. h. am Beginn der Grammatikalisierung der Formen (Helmbrecht 2004:212ff.).

4 Ikonizität in der deutschen Syntax

Haiman meint, dass ikonische Worte eher selten und ikonische syntaktische Konstruktionen die Regel seien (zit.n. Gallmann 2007:207). Demzufolge ist es nun daran, sich der Ikonizität in der Syntax zuzuwenden. Hier greifen hauptsächlich sechs noch nicht empirisch ausreichend belegte Prinzipien der Ikonizität im Deutschen, wobei das der Transitivity und das der Satzintegration auch als Unterkategorien des Abstandsprinzips angesehen werden können (vgl. Gallmann 2007:214):

1. *Prinzip der Quantität*
2. *Prinzip des Abstands*

3. *Prinzip der Transitivität*
4. *Prinzip der Satzintegration*
5. *Prinzip der Abfolge*
6. *Prinzip der Addition*

Die Syntax ist hier in ihrer Funktion als Ausdrucks- und Beschreibungsebene der Relationen zwischen sprachlichen Zeichen anzusehen. Die sprachliche Ikonizität zeigt sich in erster Linie durch Positionalität der Elemente eines Satzes.

Haiman vertritt die Ansicht, dass es vier Parameter der konzeptuellen Nähe gibt:

1. *semantische oder physische Gemeinsamkeiten* (*»Two ideas [...] share semantic features, properties, or parts«*)
2. *gegenseitige Beeinflussung* (*»affect each other«*)
3. *Nicht-Trennbarkeit* (*»are factually inseparable«*)
4. *Perzeptive Einheit*, (*»whether factually inseparable or not«*) (Haiman 1983:782)

Als Beispiel für Form-Konzept-Parallelismen ist unter anderem die sequentielle Ikonizität (bspw. Vorher-nachher-Relationen) zu nennen, d. h. die sprachliche Kodierung von Ereignissen in der Ablaufsequenz, die primär pragmatisch motiviert ist, in der Wortstellung (Adjektive und Nomen) aber eher sekundär. Auch die Markierung des Topics (d. h. Bekanntes und Unauffälliges ist weniger markiert als auffallendes und neues Topik mit mehr Substanz), die Distanzmarkierungen (bspw. der Grad konzeptueller Autonomie sprachlicher Ausdrücke im Sinne von »je semantisch autonomer das Verb ist, desto finiter ist es«) oder erneut die Höflichkeitsformulierungen sind anzuführen (vgl. Gallmann 2007:203ff.). Im Folgenden gilt es, jedes der Prinzipien knapp zu erläutern und an weiteren Beispielsätzen aufzuzeigen.

Das Prinzip der Quantität

Es herrscht, wie bereits in der Morphologie zu erahnen ist, eine Tendenz dazu, dass ein Mehr an sprachlichen Formen auch ein Mehr an Bedeutung anzeigt. Haimans Worte: »More form - more information/informative« (Müller 2003:264) beschreiben dieses Phänomen knapp und treffend. Hierfür können erneut die Höflichkeitsformulierungen besehen werden, denn der Grad der Höflichkeit korrespondiert ikonisch mit der Länge des sprachlichen Ausdrucks, oder in Haimans Worten: »The more polite the register, the longer the message« (Haiman 1985:151). Möchte man ein Geschehen oder einen Sachverhalt besonders explizit beschreiben oder deutlicher ausformulieren bzw. mit mehr Inhalt versehen, so verwendet man längere Phrasen, oftmals auch mit konnotativer Färbung. Aus dem einfachen reflexiven Verb »sich rächen« entsteht »jmdn. erwischen«, »an jmdm. Rache nehmen«, »jmdn. fix und fertig machen«, »jmdn. in Grund und

Boden treten« oder noch weitreichendere Ausschmückungen des Rachevorgangs. Ein drittes Beispiel sind die paarigen Phraseologismen mit Wiederholungen wie bspw. »klipp und klar« und »erstunken und erlogen«, die einer Äußerung mehr Gehalt geben. Das Prinzip der Quantität ist eines der grundlegenden Ikonizitäts-Prinzipien und durchzieht alle Bereiche der Morphologie und Syntax (vgl. Gallmann 2007:122).

Das Prinzip des Abstands

Auch der Abstand zwischen zwei Personen oder Gegenständen wird distanzikonisch motiviert ausgedrückt, so bspw. bei der höflichen Ausdrucksweise in Briefen oder im alltäglichen Umgang. Hier herrscht erneut die Relation zwischen Höflichkeit des Ausdrucks und seiner Länge. Je größer der soziale Abstand, umso länger ist der Ausdruck und desto weiter liegen Sprecher und Angesprochener hierarchisch voneinander entfernt.

Doch nicht nur die soziale, auch die lokale Distanz kann durch die Ikonizität ausgedrückt werden. Die Ausdrücke unterscheiden sich in der Länge je nach Größe des örtlichen Abstands:

Bsp. 1: »*Er ist weg.*«

»*Er ist ganz weit weg.*«

»*Er ist unendlich weit weg.*«

Bsp. 2: »*Bis zum Mond!*«

»*Bis zum Mond und wieder zurück!*«

Bsp. 3: »*Bis in die Unendlichkeit!*«

»*Bis in die Unendlichkeit und noch viel weiter!*«,

fast so, als würde sich der Ausdruck zwischen das Besprochene stellen.

Bei temporaler Distanz kann man auf diese Art ablesen, ob Sprecher- und Handlungszeit identisch sind oder nicht, wie die folgenden Beispiele belegen:

»*Jonas heiratet Maria.*« (Sprecher- und Handlungszeit sind identisch)

»*Jonas wird Maria heiraten.*« (Sprecher- liegt vor der Handlungszeit)

»*Jonas hat Maria geheiratet.*« (Sprecher- liegt nach der Handlungszeit)

In erstem Fall ist die temporale Distanz nicht vorhanden, in den beiden anderen Sätzen vergrößert sich die Länge des Ausdrucks parallel zu der Vergrößerung des zeitlichen Abstands zwischen Sprecher- und Handlungszeit. Auf diese Weise lässt sich auch der Unterschied zwischen der temporalen Abfolge bzw. Gleichzeitigkeit und dem dementsprechenden Satzbau erklären:

»*Auch wenn er nicht bezahlt wurde, arbeitete er weiter.*« (temporale Abfolge)

»*Ohne bezahlt zu werden, arbeitete er weiter.*« (temporale Gleichzeitigkeit)

Dergleichen kommt das Abstandsprinzip hinsichtlich der Frage nach der Involviertheit der Handlungsperson in das Geschehen zum Einsatz:

»*Sie schrieb einen Brief.*«

»*Sie schrieb an einem Brief.*«

(»an« als Distanzmarker)

»*Sie tötete John.*«

»*Sie verursachte den Tod Johns.*«

»*Sie verursachte, dass John starb.*«

(»Sie« ist hier je nach Satz mehr oder weniger bewusst in den Akt der Tötung eingebunden.)

»*Erwin trat seinen Bruder.*«

»*Erwin trat nach seinem Bruder.*«

(Bei dem zweiten Satz kann man nicht mit Sicherheit sagen, ob Erwin getroffen hat).

(vgl. Römer 2006:5)

Das Transitivitätsprinzip

Das Transitivitätsprinzip besagt, dass die Handlung einen objektiven Referenten, d. h. indirekt kodierte Objekte, betrifft. Insbesondere präpositionale Objekte sind bezeichnend für eine geringere Transitivität. Als Beispiel sind die transitiven Verben zu nennen, die zumeist ein Akkusativobjekt nach sich ziehen und ein persönliches Passiv bilden:

a) »*Ich gebe das Buch Peter.*«

b) »*Ich habe das Buch zu Peter gebracht.*«

c) »*Das Buch ist von mir zu Peter gebracht worden.*«

Im Falle von a) folgt das Empfängerobjekt direkt dem Verb, in den Sätzen b) und c) ist das Empfängerobjekt vom Verb separiert und durch eine Präpositionalphrase oder das Passiv weniger direkt ausgedrückt. Dies bewirkt eine weniger persönliche Beteiligung Peters, die vom Leser oder Hörer in die Aussage interpretiert wird (vgl. Müller 2003:266; Gallmann 2007:122).

Das Prinzip der Satzintegration

Bei dem Prinzip der Satzintegration steht die Frage danach im Zentrum, in welchem Ausmaß die Nebensätze in den ihnen übergeordneten Hauptsatz integriert sind. Diese Integration geht einher mit dem Grad der semantischen Unabhängigkeit/Autonomie:

a) »*John erinnerte Susan daran, dass sie gehen sollte.*«

b) »John erinnerte Susan daran, zu gehen.«

Ein lose integrierter, syntaktisch weitestgehend autonomer Nebensatz ist auch semantisch unabhängiger als ein eng integrierter Nebensatz. An a) und b) zeigt sich die Differenz in der semantischen Autonomie darin, dass Susan in a) mehr oder minder die Wahl hat zu gehen, b) hingegen gleicht um einiges mehr einer deutlichen Aufforderung. Die Autonomie bezieht sich hier dementsprechend auf die Entscheidungsfreiheit Susans.

a) »Als sie die Brücke überquerten, gingen sie paarweise.«

b) »Die Brücke überquerend, gingen sie paarweise.«

An dieser Stelle wirken die Tätigkeiten »eine Brücke überqueren« und »paarweise gehen« in a) mehr differenziert und voneinander gelöst als in dem zweiten Satz (vgl. Müller 2003:226).

Das Prinzip der Abfolge

Das Abfolgeprinzip bezieht sich v. a. auf die »[...] Ähnlichkeitsbeziehung zwischen zeitlichen Ereignissen in unserer Erfahrung und der linearen Abfolge von sprachlichen Formen in der sprachlichen Konstruktion.« (Gallmann 2007:214)

Dies sieht man besonders deutlich an den Darstellungen zeitlicher Abfolge:

»Veni, vidi, vici!« (»Ich kam, sah und siegte!«)

»Nachdem ich das Haus verlassen hatte, stieg ich in den Bus.«

Aber auch bei Bewegungsabfolgen:

Ich → gehe → in → die Stadt.

oder Kasusrelationen wird es ersichtlich:

»Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muss sehen was übrig bleibt.«

»Was lange währt, wird später gut.«

»Weil ich verschlafen habe, bin ich zu spät gekommen.« (vgl. Gallmann 2007:214)

Das Additionsprinzip

»Die additive Interpretation juxtaponierter referentieller Ausdrücke ist ein natürliches, von der Einzelsprache unabhängiges ikonisches Interpretationsverfahren.« (ASSIDUE 2014:19). Dies zeigt sich an der Formung und daraus interpretierbarer Wirkung folgender Aussage:

»Wir alle haben uns geirrt.«

»Wir alle haben uns mit dir geirrt.«

- »Wir alle, und auch du, haben uns geirrt.«
 »Wir alle, und vor allem du, haben uns geirrt.«

Das »Wir« wird als exklusives »Wir« verstanden und das »Du« zur Referenzmenge hinzuaddiert und bspw. durch Quantoren hervorgehoben. Dadurch wird eine Modifikation der Hauptreferenz des inklusiven »Wirs« hervorgerufen.

- »Wir und Peter gehen in die Stadt.«
 »Ich, du und Peter gehen in die Stadt.«

Hier zeigt sich erneut, dass Sprecher (»Ich«) und Hörer (»du«) konzeptuell näher zueinander gehören als die nichtanwesende dritte Person. Auch ohne die koordinierende Konjunktion »und« wäre der Satz verständlich, aber nicht grammatisch und würde so auf unzureichende Kenntnisse im Gebrauch der deutschen Sprache hinweisen. »Die syntagmatische Reihe referentieller Ausdrücke wird per Default kumulativ interpretiert« (Helmbrecht 2003:211ff.)

5 Fazit

5.1 Merkmale des Ikonizitätsprinzips

Zusammenfassend lässt sich das Ikonizitätsprinzip der Fachliteratur nach wie folgt beschreiben (vgl. Müller in: Döring 2007:137ff.):

1. *Es ist sehr abstrakt, da viele der Prinzipien nicht direkt oberflächennah ersichtlich und gut zu beschreiben sind.*
2. *Es ist angeboren, da das Kind das Ikonizitätsprinzip nicht allein durch die im Spracherwerb zur Verfügung stehende Evidenz, d. h. die vollständige Einsichtigkeit, erlernt. Unbewusst hat es jedoch hierdurch ein besseres Vorstellungsvermögen. Zudem werden mögliche Analysen eingeschränkt, die Kinder beim Spracherwerb in Übereinstimmung mit dem im Deutschen oder auch in anderen Sprachen vorherrschenden Regelsystem der Wortbildung, Grammatik etc. bilden müssen. Dieses Vorgehen ist eine der Grundlagen des Erwerbs, kann nicht von Beginn an gelehrt werden und muss demzufolge in Ansätzen von vornherein dem Kind gegeben sein.*
3. *Es ist sprachunabhängig, da es sich in seiner grundlegenden Beschaffenheit nicht auf sprachspezifische Begriffe wie z. B. Phonem, Morphem, Kasus, Numerus, Genus, Flexionsklasse bezieht.*
4. *Es ist funktional und pragmatisch gut motiviert, wie sich deutlich zeigt, wenn man den Nutzen des Ikonizitätsprinzips besieht.*

5.2 Nutzen

Das Ikonizitätsprinzip ist rückführbar auf Anforderungen der Berechnungseffizienz, da es effizient und ökonomisch ist. Wie soeben angedeutet, ist es ein fundamentales Prinzip beim Erwerb der Sprache. Heranwachsende halten bspw.

Sachverhalte, die mental eng verknüpft sind, zunächst auch syntaktisch zusammen und machen sie somit ikonisch. Meyerthal vertritt darüber hinaus die Meinung, Ikonizität sei wie die perzeptuelle Wahrnehmung oder die Deixis auf die biologische Beschaffenheit des Menschen zurückzuführen. Beispielhaft hierfür steht die hinweisende Funktion von Wörtern wie die Pronomen »dieser« und »jener« oder auch Adverbien wie »hier« und »heute« (vgl. Pishwa 1998:95). Auch die Medien machen sich die Bedeutung diverser ikonischer Prinzipien zu Nutzen. So wird u. a. das kausale Abfolgeprinzip in dem Werbeslogan »Wer zu spät kommt, verpasst das Beste« von der Automarke Citroen verwendet oder die Eingängigkeit in der Werbesprache erhöht, wenn durch das direkte Duzen wie in »Du bist Deutschland« das ikonische Abstandsprinzip verletzt wird (vgl. Pusch in: Haspelmath 2001:5).

Ikonizität durch Isomorphie zielt darüber hinaus auf die Vermeidung von Homonymie (»one signans, more than one signata«) und Synonymie (»one signatum, more than one signans«) hin. Homonyme Lexeme erfordern eine höhere kognitive Anforderung als nicht-homonyme, da ein nicht zu unterschätzendes Risiko der Verwechslung besteht. Treten homonyme Formen auf, werden diese zumeist durch Grammatikalisierungsprozesse bei der Lexikalisierung von homonymen Formen eingeschränkt. Man strebt nach deutlich unterscheidbaren Formen und der (Wieder-)Herstellung eindeutiger Ikonizität (vgl. Gallmann 2007:203ff.). Die ikonische Isomorphie wird in fast allen sprachlichen Zeichen ersichtlich, selbst die zumeist arbiträre Zuordnung von Form zu Inhalt bei symbolischen Einträgen im Lexikon ist tendenziell ikonisch-isomorph geprägt. Das Ikonizitätsprinzip begünstigt eine erfolgreiche Kommunikation, da es Ambiguitäten mindert. Ikonische Verfahren sind für einen Sprecher mit kommunikativer bzw. sozialer Absicht dahingehend vorteilhaft, da sie die »[...] kognitive Verarbeitung (Lernen und Erinnern) von Ausdrücken [erleichtern], weil die Struktur der Ausdrücke/Zeichen die Struktur der Erfahrung in bestimmten wichtigen Aspekten imitieren (vgl. Givón 1985). [...] Ikonische Verfahren der Zeichenerzeugung stehen immer zur Verfügung, vor allem dann, wenn konventionalisierte Ausdrücke für das Gemeinte [...] nicht zur Verfügung stehen.« (Helmbrecht 2006:224f.). Somit wird der Mensch kognitiv entlastet und die pragmatische Motivation erneut deutlich (vgl. Pusch in: Haspelmath 2001:5).

5.3 Bedeutung im Rahmen der Grammatikalisierung

Die Grammatikalisierungsprozesse sind im vorhergehenden Abschnitt bereits kurz benannt worden, doch soll nun im Blickpunkt stehen, inwiefern das Ikonizitätsprinzip über das bereits Benannte hinaus in das Werden grammatikalischer Formen einzuordnen ist. Auch in der Grammatikalisierungsforschung wird zwischen Bedeutungs-/Inhaltsebene und der Form-/Ausdrucksseite der Sprache

differenziert. Im Bereich der Semantik wird dies besonders deutlich: Die Sema­siologie geht vom Zeichen/Wort aus und untersucht deren Bedeutungen, die Onomasiologie hingegen hat den Inhalt/Begriff als Ausgangspunkt und unter­sucht dessen »Verkörperung« in den Zeichen der Sprache. Durch Erschließung auf der Diskursebene, v. a. der ikonischen Isomorphie, gliedert sich die Ikonizität in die Grammatikalisierungsskala zu Beginn ein:

Diskurs → Syntax → Morphologisierung → Morphologie → Demorphemi­sierung → Morphonologie → Schwund → Null, wobei die Gerichtetheit beide Seiten des Zeichens betrifft:

1. *auf der formalen Seite/Ausdrucksseite von freiem Morphem über gebundenes Morphem bis zum Schwund*
2. *Auf der Bedeutungsseite die Entwicklung von lexikalischer zu grammatischer Bedeu­tung (Bedeutungsentleerung) (vgl. Diewald 1997:10).*

Im Rahmen der Natürlichkeitstheorie findet sich die Annahme verschiedener Ikonizitäts- bzw. Nicht-Ikonizitäts-Grade:

1. Maximal ikonisch, wenn konstruktions­nelle Ikonizität und segmental-additiv (*Hund-e*)
2. Weniger als maximal ikonisch, wenn konstruktions­nelle Ikonizität und modulatorisch-additiv (*Gans-Gänse*)
3. Minimal ikonisch, wenn konstruktions­nelle Ikonizität (*Bruder-Brüder*)
4. Nicht ikonisch, wenn keine konstruktions­nelle Ikonizität (*Spiegel-Spiegel*)
5. Kontraikonisch, wenn die Asymmetrie der Symbolisierung abgebildet ist (*Elternteil mit additiver Kodierung des Singulars Eltern*)

Die deutschen Beispiele sind nach der Überlegung, analoge Formen zu denen in der Fachliteratur angegebenen englischen Bildungen zu erstellen, gebildet worden. Diese Hierarchie ist mit der Mayerthalers vereinbar:

Ikonismus → *uniforme Symbolisierung (allomorph-freie eindeutige morphologische Kodierung)* → *Transparenz (eindeutig dekomponierbar)* → *Allomorphie* → *Nicht-Kompositionalität* (vgl. Lühr in: Gallmann 2007:141).

Die Bedeutung des Ikonizitätsprinzips im Verlauf des Sprachwandels zeigt sich u. a. in der Vereinheitlichung der Präteritalstämme der starken Verben im Deutschen. Im Ahd. haben die beiden Formen »ich sang« und »wir sungen« existiert, heute heißt es jedoch im Standarddeutschen »wir sangen«. »Dieser Ausgleich ist darauf zurückzuführen, dass ein Formenunterschied innerhalb eines Paradigmas, der nicht von einem Bedeutungsunterschied gestützt ist, keine ikonische Kodierung darstellt und deshalb häufig beseitigt wird.« (Diewald 1997:102). Derartige analogische Ausgleichsprozesse werden ebenso ersichtlich, wenn man Lexem-Bildungsschemata besieht, die im Ahd. anderen als denen der Flexion oder der Derivation unterworfen gewesen sind, wie bspw. »kind«. Bei diesem

Wort sind im Ahd. Singular und Plural gleichlautend, aber dann in Anklang an bspw. »Rind« – »Rinder« zu »Kind« – »Kinder« entwickelt worden, sodass sich aus einer grammatisch homonymen Form zwei differenzierende gebildet haben (vgl. Diewald 1997:102). Darüber hinaus spielt die Ikonizität eine signifikante Rolle bei der Entstehung von Personalpronomina in den Sprachen, d. h. am Beginn der Grammatikalisierung der Formen, ebenso bei der Verfestigung von Phraseologismen. Nach deren anfänglicher Idiomatisierung und Pragmatisierung verfestigen sie sich syntaktisch, werden semantisch nicht-dekomponierbar, verlieren ihre freie Lesart und erhalten eine eindeutige ikonische Kodierung (Isomorphie) (vgl. Gallmann 2007:122, 203ff.; Römer 2006:8).

Da es sich um Prozesse handelt, lassen sich auch bestimmte Prognosen zum Sprachwandel treffen. An dieser Stelle sei die Bildung des Futurs exemplarisch angeführt: Im Englischen existiert das »going to«-Futur: »I am going to go in the city.« Im Deutschen ist »Ich gehe in die Stadt gehen« nicht grammatikalisch, denn es gibt bisher kein gehen-Futur: »gehen« behält seine Bedeutung als Vollverb, selbst mit einem Infinitiv »Ich gehe Zigaretten holen« ist die Verwendung nur auf der Handlungsverbebene mit finaler Bedeutung möglich. Doch es zeigt sich die Ausgangsstruktur zur Grammatikalisierung futuristischer Bedeutung. Diesen Weg hat das Deutsch noch nicht eingeschlagen (vgl. Diewald 1997:117f.).

5.4 Kritikpunkte und weiterer Forschungsbedarf

Das Prinzip der Ikonizität erfährt jedoch in der Fachliteratur auch viel an zweifelnder Kritik, da es sehr komplex ist und z. B. unter der oberflächennahen Analyse, die voll spezifizierte Merkmalspezifikationen für Flexionsmarker voraussetzt, nicht erfüllt wird. Jegliche Ikonizitätsprinzipien, die in der Morphologie und Syntax greifen, sind derzeit nicht empirisch belegt (vgl. Gallmann 2007:214). Das Angeboren-Sein wird bis dato nur angenommen und die ikonischen Prinzipien stellen die bisher in der Linguistik vertretenen Dichotomien in Frage. Die Expressivität der Sprache wird durch stilistische Ausdrucksstärke erhöht, wenn die Ikonizität entfällt. In Folge dessen ergibt sich im funktionalen Bereich ein geschichtetes Gefüge verschiedener Techniken des Ausdrucks für »pragmatische Ikonizität«, denn die Autonomiegrade »[...] bilden das Maß der vom Sprecher angestrebten Expressivität ab.« (vgl. Gallmann 2007:206; Diewald 1997:108f.). Haimans Begriffe seien darüber hinaus zu »misslich« und undifferenziert (vgl. Pusch in: Haspelmath 2001:3).

Auch ergeben sich Konflikte in der Natürlichkeitstheorie mit dem Markiertheitsbegriff im Zentrum: Als »natürlich« gelten derlei Prozesse und Strukturen, die nicht markiert sind oder die einen Wechsel zu einer weniger markierten Struktur bewirken. Als ikonisch hingegen gelten v. a. Formen, bei denen größere Merkmalthaftigkeit mit größerer Markiertheit in einer wechselseitigen Beziehung

stehen. Befürwortung wie auch Kritik scheinen abschließend betrachtet gleichermaßen berechtigt, denn stets muss die Komplexität der Ikonizität ebenso wie der Prozess- und Tendenzcharakter im Blick behalten werden. Das Ikonizitätsprinzip bezieht sich nicht nur auf die mentalen Vorgänge im Sprecher/Hörer, sondern sowohl auf das sprachliche System als solches als auch auf die situative Einbettung des Kommunikationsakts, bei dem ikonisch enkodiert wird.

Bibliographie

- ÁGEL, VILMOS: Einführung in die germanistische Sprachwissenschaft. Fachbereich 02 – Germanistik. Wintersemester 2005/2006. Universität Kassel. 2005.
- ASSIDUE: Arbeitspapiere des Seminars für Sprachwissenschaft der Universität Erfurt. Nr. 5. Ikonizität in Personalpronomina. UBL: <http://www2.uni-erfurt.de/sprachwissenschaft/ASSidUE/ASSidUE05.pdf>. Letztmalig aufgerufen am: 04.12.2014.
- DIEWALD, GABRIELE (1997): Grammatikalisierung : eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer.
- DÖRING, SANDRA (2007): Von der Pragmatik zur Grammatik. Leipzig: Leipziger Univ.-Verlag.
- GALLMANN, PETER (2007): Sprachliche Motivation : zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck. Tübingen: NarrVerlag.
- HAIMAN, JOHN (1993): Iconicity. In: Joachim Jacobs et al. (Hrsg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 896-904.
- HAIMAN, JOHN (1985): Iconicity in syntax : proceedings of a Symposium on Iconicity in Syntax, Stanford, June 1983. Amsterdam [u.a]: Benjamins.
- JOHN HAIMAN (1980): The Iconicity of Grammar: Isomorphism and Motivation. Language- Vol. 56, No. 3 (Sep., 1980), pp. 515-540. Linguistic Society of America. URL: <http://www.jstor.org/stable/414448>. Letztmalig aufgerufen am: 04.12.2014.
- HASPELMATH, MARTIN (2005): Iconicity versus frequency in explaining grammatical asymmetries. Jena: Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie.
- HELMBRECHT, JOHANNES (2004): Ikonizität in Personalpronomina in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23, S. 211-244.
HU Berlin: Ikonizität. UBL: <http://www2.hu-berlin.de/linguistik/institut/syntax/onlinelexikon/I/ikonizitaet.html>. Letztmalig aufgerufen am: 04.12.2014.
- LOPRIENO, ANTONIO/KNIGGE-SALIS, CARSTEN/MERSMANN, BIRGIT (2011): Bild. Macht. Schrift. Schriftkulturen in bildkritischer Perspektive. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- MÜLLER, GERHARD: Die Semiotik. Ein kleiner Einstieg. UBL: <http://forge.fh-potsdam.de/~hobohm/semiotik.pdf>. Letztmalig aufgerufen am: 04.12.2014.
- MÜLLER, WOLFGANG G. (2003): From sign to signing: [a selection of papers ... at the Third Symposium on Iconicity in Language and Literature ... held at Jena, 29 - 31 March, 2001]. Philadelphia: Benjamins.

- PAPE, HELMUT (1983): Charles S. Peirce. Phänomen und Logik der Zeichen. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- PEIRCE, CHARLES S. (2000): Semiotische Schriften, Bd. 1, hrsg. von Christian J. W. Klösel und Helmut Pape. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- PISHWA, HANNA (1998): Kognitive Ökonomie im Zweitspracherwerb. Tübingen: Narr-Verlag.
- PUSCH, CLAUS D. (2001): Ikonizität. In: Martin Haspelmath u. a. (Hrsg.): Language Typology and Language Universals. Sprachtypologie und sprachliche Universalien. La typologie des langues et les universaux linguistiques. Ein internationales Handbuch. Berlin/New York: de Gruyter, 369-384.
- REIMUND, WALTER (1993): Ikonizität und emotionale Bedeutung bildlicher Darstellung in der Alltagskommunikation mit Hilfe von Printmedien. Frankfurt am Main: Lang.
- RÖMER, CHRISTINE: Ikonische Kodierung bei der Phraseologie von Verbphrasen. Universität Jena. UBL: <http://www.personal.uni-jena.de/~xcr/v2/Dateien/File/forschung/aufsatz.pdf>. Stand: 4.8.2006. Letztmalig aufgerufen am: 04.12.2014.

Saskia Brauße

Die Modalverben des Deutschen. Besonderheiten und Grammatikalisierung

1 Einleitung

(1) *Ben will sich in der Universität immatrikulieren.* (2) *Dazu muss er sich zeitig genug einschreiben.* (3) *Das dürfte kein Problem werden.* (4) *Der Numerus clausus soll nicht so hoch sein.* (5) *Sein Freund muss es schließlich auch geschafft haben.*

Bens Wunsch nach einer gelungenen Immatrikulation bietet uns eine Auswahl an Modalverben in verschiedenen Lesarten. Während in den Sätzen 1 und 2 die Modalverben *wollen* und *müssen* deontisch¹ gebraucht werden, finden sich in den Sätzen 3 und 4 durch die Modalverben *dürfen* und *sollen* zwei epistemische¹ Lesarten. Vergleichen wir die Gebrauchsweisen von *müssen* in Satz 2 und in Satz 5, unterscheiden sich auch diese in ihrer Bedeutung. Während in Satz 2 eine Notwendigkeit bzw. Verpflichtung ausgedrückt wird (deontische Gebrauchsweise), gibt *müssen* in Satz 5 eine sprecherabhängige Einschätzung der Wahrscheinlichkeit des Sachverhaltes wieder (vgl. Diewald 1997:25). Beide Gebrauchsweisen, sowohl deontisch als auch epistemisch, zeichnen sich durch einen unterschiedlichen Grad an Grammatikalisierung aus.

Ziel ist es, die Modalverben des Deutschen in ihren Gebrauchsweisen zu thematisieren und deren Grammatikalisierungsprozess zu untersuchen.

Dazu soll zuerst eine kurze Erklärung des Begriffs ›Modalität‹ gegeben werden, um anschließend auf morphosyntaktische und semantische Besonderheiten der deutschen Modalverben einzugehen. Dabei wird auf die spezifischen Gebrauchsweisen epistemischer und deontischer Modalverben verwiesen.

Den Hauptbestandteil der Arbeit nimmt die Darstellung der Grammatikalisierung von Modalverben ein. Dazu erfolgen einführende Erläuterungen zum Begriff ›Grammatikalisierung‹, um danach auf den Prozess der Grammatikalisierung von Modalverben einzugehen. Weiterhin wird auf die unterschiedlichen Grammatikalisierungsgrade der deontischen und epistemischen Verben verwiesen. Zur Veranschaulichung dienen die Grammatikalisierungsparameter nach Lehmann (1985, zitiert in Diewald 1999).

Die Arbeit wird durch eine Schlussbetrachtung abgerundet, die mögliche Ausblicke zum Thema bieten soll.

¹ Die Terminologie deontisch und epistemisch stützt sich auf Diewald 1997.

2 Hauptteil

2.1 Besonderheiten deutscher Modalverben

Traditionell unterscheidet das Deutsche sechs Modalverben: *dürfen*, *können*, *mögen*, *müssen*, *sollen* und *wollen*. Nach Helbig/Buscha (2001:54) bilden diese in morphosyntaktischer und semantischer Hinsicht eine »relativ geschlossene Gruppe«. Bevor im Folgenden auf die morphosyntaktischen und semantischen Besonderheiten der Modalverben eingegangen wird, soll zunächst kurz der Begriff »Modalität« geklärt werden.

2.1.1 Was ist Modalität?

Modalverben sind eine Möglichkeit im Deutschen, neben den Verbmodi², Modaladjektiven und Modaladverbien, eine Modalität grammatisch auszudrücken (vgl. Calbert/Vater 1975:104). In der Forschungsliteratur ist man sich weitestgehend einig darüber, was unter »Modalität« zu verstehen ist. Vater fasst die Auffassung der linguistischen Literatur wie folgt zusammen: »Modalität ist nicht Bestandteil des in einem Satz beschriebenen Sachverhaltes, sondern etwas, das zusätzlich zu diesem Sachverhalt ausgedrückt wird« (Ders. 1975:104). Růžička (1972:3f., zit. n. Calbert/Vater 1975:104) präzisiert: »Eine oder die gemeinsame Eigenschaft aller linguistischen Modalität konstituierenden Elemente scheint darin zu bestehen [...], den Inhalt eines Satzes, den im Satz beschriebenen Sachverhalt in ein bestimmtes Verhältnis seiner Faktizität, also seinem Eintreten, seiner Realisierung zu setzen.« Es geht also um die Aussage bzw. Bewertung des Sprechers zum dargestellten Sachverhalt.

2.1.2 Morphosyntaktische Eigenschaften

Auf flexivischer Ebene tragen die Modalverben Merkmale der Präterito-Präsentia, d. h. die Verben stehen der Form nach im Präteritum, haben aber eine präsensische Bedeutung. Dafür spricht die Endungslosigkeit der Präsensformen der 1. und 3. Person Singular Indikativ (so z. B. ich/er *kann*, *muss*, *mag*, *will*, *darf*) und der Vokalwechsel zum Plural im Präsens Indikativ (so z. B. wir/sie *können*, *müssen*, *mögen*, *wollen*, *dürfen*) (vgl. Mortelmans 2013:77, sowie Reis 2001:291). Helbig/Buscha (2001:54) sprechen außerdem an, dass das Präteritum der Modalverben mit Dentalsuffix' -te im Indikativ gebildet wird (so z. B. ich/er *konnte*, *mochte*, *wollte*, *durfte*).

Als weitere besondere, morphosyntaktische Eigenschaften lassen sich die Verbindungen mit einem Infinitiv ohne *zu* nennen, sowie das Erscheinen eines

² Damit soll die Realisierung des Indikativ, Konjunktiv oder Imperativ in der finiten Verbform gemeint sein.

Ersatzinfinitives, der anstelle des Partizip II steht, wie in 6 verdeutlicht wird. In diesem Fall regiert *wollen* den Infinitiv *einschreiben*. In Satz 7 hingegen steht das Modalverb ohne Infinitiv im Perfekt und deshalb im Partizip II (vgl. Hentschel 2010:235).

- (6) Ben hat sich einschreiben wollen.
 (7) Er hat nicht gewollt.

Weitere Besonderheiten sind die Unmöglichkeit der Bildung eines Imperativs und der Bildung des Passivs³, obwohl eine Verbindung mit dem Infinitiv Passiv möglich ist (vgl. Helbig/Buscha 2001:56). Öhlschläger (1989:4f.) fasst weitere morphosyntaktische Kriterien zur Abgrenzung der Modalverben zusammen, die jedoch hier nicht diskutiert werden sollen.

2.1.3 Semantische Eigenschaften und Gebrauchsweisen der Modalverben

Wie bereits festgestellt, dienen die Modalverben der Darstellung einer modalen Bedeutung. Dabei unterscheiden Helbig/Buscha (vgl. 2001:57f.) sowie Hentschel/Weidt (vgl. 2003:76f.) zwischen zwei semantischen Funktionen: der objektiven und der subjektiven⁴.

Dabei bedeutet objektive (deontische) Modalität, wie sich das Verhältnis zwischen dem vom Subjekt des Satzes identifizierten Diskursreferenten und der im Infinitiv ausgedrückten Handlung gestaltet (Helbig/Buscha 2001:57). So drückt beispielsweise das Modalverb *wollen* in Satz 1 eine Absicht bzw. einen Willen aus.

- (1) Ben will sich in der Universität immatrikulieren.

Die modalen Bedeutungen der objektiven (deontischen) Modalität fassen Helbig/Buscha (2001:57ff.) wie folgt zusammen:

- *dürfen*: Erlaubnis, verneint: Verbot
- *können*: Möglichkeit, Fähigkeit, Erlaubnis
- *mögen*: Wunsch/Lust, Einräumung, indirekte Aufforderung
- *müssen*: Notwendigkeit
- *sollen*: Forderung, indirekte Aufforderung, Eventualität, Zukunft
- *wollen*: Wille/Absicht, Zukunft, Notwendigkeit/Forderung⁵

Laut Diewald (1993:220) ist das wesentliche Merkmal der deontischen Modalität »die syntaktische Rolle und semantische Relation zwischen dem Subjekt des

³ Einige Ausnahmen bilden *mögen* in bspw. »Er wird von allen gemocht« (vgl. Hentschel/Weydt 2003, zitiert in Mortelmans 2013:7) und *wollen* in bspw. »Der Friede wird von allen gewollt« (vgl. Eisenberg 2001, zitiert in Mortelmans 201:7).

⁴ Bei Diewald 1997 als »deontische« und »epistemische« Modalität bezeichnet.

⁵ Erläuternde Beispiele finden sich bei Helbig/Buscha (2001:57ff.).

Satzes und dem Modalverb, das zusammen mit dem Hauptverb eine komplexe Implikatur bildet«. Es liegt also eine Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Modalverb vor, da das Modalverb einen Zustand des Subjekts zum Ausdruck bringt. Satz 1 bringt z.B. zum Ausdruck, dass das Subjekt die Absicht hat bzw. den starken Willen besitzt, die im Infinitiv dargestellte Handlung auszuführen (vgl. Diewald 1997:23f.). Das Modalverb *wollen* in Beispielsatz 1 ist somit Bestandteil des im Satz dargestellten Sachverhaltes und gibt zusammen mit dem Hauptverb Aussage über das Subjekt.

Die subjektive (epistemische) Modalität wird bei Helbig/Buscha (2001:57) als eine Art bezeichnet, »in welcher sich der Sprecher zu der im Subjekt und Infinitiv ausgedrückten Aussage verhält, vor allem wie seine Einschätzung der Realität dieser Aussage ist«. Der Sprecher in Satz 5 verdeutlicht eine starke Vermutung gegenüber der Immatrikulation seines Freundes. Der Sprecher ist sich sicher, dass es der Freund schließlich auch geschafft hat.

(5) Sein Freund muss es schließlich auch geschafft haben.

Satz 4 hingegen zeigt eine Untergruppe der Modalverben im subjektiven (epistemischen) Gebrauch. *Sollen* und *wollen* zählen dabei zu den sogenannten »Quotativen«. Diese geben nicht die Realitätsbewertung des Sprechers selbst, »sondern die eines zweiten, zitierten Sprechers« (Diewald 1999:17f) wieder. Paraphrasiert werden könnte Satz 4 durch die Variante *Jemand sagt, dass der Numerus clausus nicht so hoch sein soll*.

(4) Der Numerus clausus soll nicht so hoch sein.

Diewald (1993:221) schreibt: »Es liegt [bei epistemisch gebrauchten Modalverben] keine semantische Beziehung zwischen Modalverb und Satzsubjekt vor.« Wie bereits bei Helbig/Buscha (2001:57) bemerkt, konkretisiert auch Diewald weiter, dass es sich um eine sprecherbasierte »Einschätzung der Faktizität des gesamten dargestellten Sachverhalts« handelt.

In der Literatur finden sich zahlreiche mögliche Begriffe. Helbig/Buscha (2001) entscheiden sich für die Begriffe »subjektiv« vs. »objektiv«, wohingegen beispielsweise Eisenberg (2001) die Begriffe »inferentiell« vs. »nicht-inferentiell« favorisiert. In Anlehnung an Diewald (1997) werden im Folgenden die Begriffe »deontisch« vs. »epistemisch« verwendet.⁶

Nachdem die beiden Gebrauchsweisen der Modalverben dargestellt wurden, soll diese Opposition unter dem Gesichtspunkt der Grammatikalisierung betrachtet werden.

⁶ Hervorzuheben ist, dass die Frage nach einer geeigneten Terminologie für die Modalverben in der Literatur kontrovers betrachtet werden (dazu auch Diewald 1993:220).

2.2 Grammatikalisierungsprozess und -grad deontischer und epistemischer Modalverben

Bevor im Folgenden auf den Grammatikalisierungsprozess und Grammatikalisierungsgrad deontischer und epistemischer Modalverben des Deutschen eingegangen werden soll, wird zunächst eine grundlegende Erklärung zum Begriff ›Grammatikalisierung‹ geboten.

2.2.1 Was ist Grammatikalisierung?

In der Literatur finden sich eine Vielzahl von möglichen Definitionen des Begriffs ›Grammatikalisierung‹. Szczepanika (²2011:5) fasst ›Grammatikalisierung‹ als »Prozess der Entstehung und Weiterentwicklung grammatischer Morpheme bis hin zu ihrem Untergang« zusammen und verweist damit auf die Auffassung verschiedener Autoren, so auch auf Diewald (1997:5ff.). Lehmann (2005:2) konkretisiert weiter: »Die Grammatikalisierung einer sprachlichen Einheit ist vor allem ihre Verfestigung, d. h. ihre Unterwerfung unter Beschränkungen des Sprachsystems. Die fragliche Einheit verliert an struktureller Autonomie.« Kurzum: Die Grammatikalisierung bezeichnet einen Prozess des Sprachwandels, bei dem ein sprachliches Zeichen seine lexikalische Bedeutung verliert und eine grammatische Funktion übernimmt (vgl. Diewald 1997:5ff.).

2.2.2 Prozess der Grammatikalisierung von Modalverben nach Diewald 1999

Diewald (1993:218f.) spricht von zwei distinktiven Modalverbsystemen, die sich hinsichtlich ihrer Grammatikalisierungsgrade unterscheiden. Getrennt wird, wie bereits erwähnt, zwischen dem deontischen Gebrauch und der stärker grammatikalisierten epistemischen Variante, die sich sprachhistorisch gesehen aus der deontischen entwickelte.

Diewald (1999:361ff.) unterteilt den Prozess der Grammatikalisierung der Modalverben in zwei ineinandergreifende Teilprozesse. Dabei werden der erste Teilprozess (a) durch semantischen Wandel und der zweite Teilprozess (b) durch formale bzw. syntaktisch-morphologische Reorganisation bestimmt (vgl. Diewald 1999:361). Diese Teilprozesse gliedern sich weiterhin in drei Phasen: I Vorbedingungen der Grammatikalisierung, II Auslösung des Grammatikalisierungsprozesses und III Reorganisation und Differenzierung.

Phase I, welche die Voraussetzungen der Grammatikalisierung beschreibt, bezieht sich auf semantischer Seite (1a) auf die Entstehung einer neuen spezifischen Bedeutung des Modalverbs, die zunächst als ›konversationelle Implikatur‹ in bestimmten Kontexten, neben der alten Bedeutung zur Verfügung steht. Auf formaler bzw. morphosyntaktischer Seite (1b) werden Veränderungen impli-

ziert, die eine strukturell erkennbare Skopusausweitung⁷ des Modalverbs mit alter Bedeutung mit sich bringen. Neben der angesprochenen semantischen Entwicklung ergeben sich demzufolge auch neue strukturelle Möglichkeiten in bestimmten Konstruktionen, z.B. die Möglichkeit des Anschlusses eines Infinitiv Passiv. Mit Phase I kann demzufolge eine »Situation vorausgesetzt werden, in der einerseits ein semantischer Wandel in bestimmten Kontexten stattgefunden und in der andererseits syntaktische Reanalyse in anderen Kontexten mit alter Bedeutung stattgefunden hat« (Diewald 1999:367). Dieser Zustand bildet die notwendige Bedingung für ein Auslösen der Grammatikalisierung in **Phase II**, dem sogenannten »kritischen Kontext«⁸. Hinreichende Voraussetzung für das Auslösen der Grammatikalisierung, »ist ein Kontext der aufgrund semantischer und formaler Mehrdeutigkeit eine ausgeprägte Lesartambiguität aufweist, so daß [sic] mehrere Lesarten mit jeweils unterschiedlichen morphosyntaktischen Analyseoptionen zur Verfügung stehen« (Diewald 1999:368)⁹. Diese Phase, in der der Grammatikalisierungsprozess demnach akut ausgelöst wird, vollzieht sich im Mittelhochdeutschen, um 1200. Diewald (1999:368f.) diskutiert den »kritischen Kontext« an der Konstruktion:

Modalverb + Dentalsuffix -t- + (nominales Objekt) + haben/hân/sîn + Partizip II

Treten die Modalverben in dieser Struktur auf, ergibt sich, wie bereits angesprochen, ein hoher Grad an Mehrdeutigkeit mit verschiedenen konversationellen Implikaturen, die eine jeweils eigene morphosyntaktische Analyse nach sich ziehen (vgl. Diewald 1999:384).¹⁰ Die verschiedenen Lesarten der Modalverben stellen dann unterschiedliche morphosyntaktische Analyseoptionen zur Verfügung (vgl. Diewald 1999:368)¹¹. Die damit einhergehende Verfügbarkeit von strukturellen Alternativen beschreibt Diewald (1999:370) als »entscheidende[n] Faktor zum Aufbau eines eigenständigen Systems der deiktischen [= epistemischen] Faktizitätsbewertung«.

Dadurch ergibt sich also die Unterscheidung zwischen deontischer Lesart mit engem Skopus und epistemischer Lesart mit weitem Skopus, wobei der

⁷ Der Skopus meint die strukturelle »Reichweite« des Zeichens in Bezug auf seine Konstruktionsmöglichkeiten im Satz (Diewald 1997:22).

⁸ Nach Müller (2001:249) ist der »kritische Kontext« der »Ort, an dem die Grammatikalisierung ausgelöst wird und es durch Reanalyse zur systematischen Scheiden der beiden Bedeutungsweisen [deontisch und epistemisch] kommt«.

⁹ Diewald (1999:386ff.) stützt ihr Phasenmodell anhand zahlreicher Beispiele, auf die jedoch aus kapazitorischen nicht eingegangen werden kann.

¹⁰ Auch Szczepaniak (2011:169ff.) beschreibt dieses Phänomen detailliert mit Beispielen.

¹¹ Diewald (1999:369f.) wählt einen Vers aus dem mittelhochdeutschen Roman »Parzifal«: »der kunde se baz gelobet hân«. Ins Nhd. kann dieser Satz mit »der hätte sie loben können« oder »der könnte sie gelobet haben« übertragen werden. Die Verfügbarkeit dieser strukturellen Alternativen sind damit Voraussetzung für die Grammatikalisierung der Modalverben.

deontische Gebrauch die ältere Variante darstellt. Dabei ist zu beachten, dass die Grammatikalisierung im ›kritischen Kontext‹ zwar ausgelöst, jedoch nicht vollzogen wird. Um die Grammatikalisierung tatsächlich zu vollziehen, »bedarf [es] eines Kontextes, in dem die alte Bedeutung ausgeschlossen und nur mehr die neue Bedeutung sinnvoll ist« (Diewald 1999:379). Dies geschieht in **Phase III**, »die zur Neustrukturierung und zur Bildung eines neuen grammatischen Paradigmas führt« (Diewald 1999:362). In diesem ›isolierten Kontext‹, anzusetzen mit Beginn des 16. Jahrhunderts, sind die lexikalische und grammatische Funktion des Modalverbs klar getrennt (vgl. Diewald 1999:379ff.). Ab diesem Zeitpunkt existieren nicht nur verschiedene Lesarten, die vom jeweiligen Kontext abhängig sind, sondern es liegen zwei voneinander getrennte Bedeutungen in eigenständigen Systemen vor. Die epistemische Bedeutung ist damit isoliert und als eigenständiger Gebrauch etabliert (vgl. Diewald 1999:381).

Zusammenfassend ist mit Blick auf den Prozess der Grammatikalisierung der Modalverben zu sagen, dass damit die deontische Gebrauchsweise diachron älter ist, als die epistemische Modalität, die sich aus der deontischen entwickelte (vgl. Droessiger 2005:88).

Damit befinden sich die deontisch und epistemisch verwendeten Modalverben auf zwei unterschiedlichen Stufen der Grammatikalisierung, die im Folgenden dargestellt werden sollen.

2.2.3 Grammatikalisierungsgrad deontischer und epistemischer Modalverben

Bisher konnten die Unterschiede in den Gebrauchsweisen der Modalverben dargestellt werden. Lehmann (1985, zit. n. Diewald 1993:223ff.)¹² gibt durch seine Grammatikalisierungsparameter die Möglichkeit diese Unterschiede auch durch die verschiedenen Grade der Grammatikalisierung offen zu legen. Dazu soll vorerst ein kurzer Überblick über die Parameter gegeben werden.

Lehmann gibt drei Kriterien an, nach denen die Stufe der Grammatikalisierung bemessen werden soll. Diese sind: ›Gewicht‹, ›Kohäsion‹ und ›Variabilität‹ (vgl. Lehmann 1985, zit. n. Diewald 1993:223ff.). Diese Kriterien werden dabei jeweils auf paradigmatischer und auf syntagmatischer Ebene betrachtet, wobei sich folgende Parameter ergeben:

	paradigmatisch	syntagmatisch
Gewicht	<i>Integrität</i>	<i>Skopus</i>
Kohäsion	<i>Paradigmatizität</i>	<i>Fügunge</i>
Variabilität	<i>Paradigmatische Variabilität</i>	<i>Syntagmatische Variabilität</i>

(vgl. Lehmann 1985, zit. n. Diewald 1993:224f.)

¹² Diewald geht in zahlreichen Publikationen auf die Grammatikalisierungsparameter nach Lehmann ein, so z. B. auch in dies. 1997 und 1999.

In den vorliegenden Ausführungen soll jedoch nur auf die Parameter eingegangen werden, die einen Unterschied in den beiden Varianten der Verwendung der Modalverben darstellen.¹³ So zeigt sich beispielsweise eine Unterscheidung im Grammatikalisierungsgrad bei der Betrachtung syntagmatischen Gewichts bzw. des **Skopus**. Epistemisch gebrauchte Modalverben besitzen eine relativ geringe »Reichweite« (vgl. Diewald 1997:22) im Satz. Sie treten als Hilfsverben auf und modifizieren infinite Hauptverben. Die schwächer grammatikalisierte Variante ist prädikations- und valenzfähig sowie im Stande, nominale/pronominale, verbale und teilweise satzförmige Aktanten an sich zu binden (vgl. Diewald 1993:225).

- (8) Ben *will*/einen Studienplatz [nominal]/ihn [pronominal]/sich einschreiben [verbal]/an der Einschreibung teilnehmen [satzförmig]/dass die Einschreibung klappt [satzförmig].

Satz 8 verdeutlicht die Fähigkeit deontisch gebrauchter Modalverben, im vorliegenden Fall das Modalverb *wollen*, verschiedenste Aktanten an sich zu binden. Die deontisch gebrauchten Modalverben können demnach einen ganzen Satz regieren, besitzen demzufolge einen weiten Skopus, wohingegen die epistemische Variante lediglich als Hilfsverb oder Flexiv auftritt und damit nur ein lexikalisches Element modifizieren kann (vgl. Diewald 1997:22f.). Ein enger Skopus, wie bei der epistemischen Variante, spricht dabei für eine stärkere Grammatikalisierung.

In Bezug auf den Parameter der **Integrität** (= betrifft die semantische, morphologische und phonologische Größe des Zeichens) lässt sich hinsichtlich der Morphologie feststellen, dass die Modalverben allgemein, d. h. im Vergleich zu anderen Verben, eine Sonderstellung einnehmen. Dies gilt als Hinweis darauf, dass »die Modalverben insgesamt bereits einen stärkeren Grammatikalisierungsgrad als Verben ohne modale Semantik aufweisen und daß [sic] die Entwicklung der epistemischen Variante nur der bislang letzte Schritt auf einem langen Grammatikalisierungsweg ist« (Diewald 1993:226). In phonologischer Hinsicht können jedoch keine Unterschiede zwischen den Gebrauchsweisen ausgemacht werden. Auf die semantischen Besonderheiten beider Varianten ist bereits in Abschnitt 2.1.3 eingegangen worden.

Die **Paradigmatizität** meint den Grad der Eingliederung in das Paradigma und weist offensichtliche Unterschiede in beiden Gebrauchsweisen auf. Während deontisch verwendete Modalverben zusammen mit Nicht-Modalverben und ihren Satzkonstruktionen offene und lose semantische Felder in verschiedenen Bereichen darstellen (z. B. Verbot, Wunsch, Erlaubnis etc.), bilden epistemisch

¹³ Unterschiede ergeben sich mehr oder weniger auch im Hinblick auf andere Parameter, sind dabei jedoch nicht so offenkundig.

gebrauchte Modalverben in dieser Hinsicht eine geschlossene, kleine Gruppe und weisen somit eine höhere Paradigmatizität auf (vgl. Diewald 1997:27).

Hinsichtlich der **paradigmatischen Variabilität**, also des Grades der freien Verwendbarkeit des Zeichens, ist zu sagen, dass die deontische Variante eine größere Variabilität aufweisen, als die epistemische. Deontisch gebrauchte Modalverben werden je nach ihrer kommunikativen Absicht genutzt und sind damit bezüglich der Auswahl der Lexeme, und der Verwendung von Tempus und Modus frei. In deontischer Verwendung stehen den Modalverben, wie auch den normalen Vollverben, fast die gesamte Bandbreite an flexivischen Kategorien zur Verfügung. Außerdem können sie sowohl synthetische als auch periphrastische Formen bilden. Satz 9 zeigt den Gebrauch des deontischen gebrauchten Modalverbs *müssen* in Präsens und Präteritum, sowie in beiden Konjunktiven. Satz 10 illustriert dagegen die Möglichkeit des deontischen *müssen* zur Bildung einer periphrastischen Form mit einem Perfekt. Verdeutlicht wird demnach die hohe Variabilität der deontisch gebrauchten Modalverben..

(9) Ben *muss/musste/müsse/müsste* sich bald einschreiben.

(10) Ben hat sich bis Mittwoch einschreiben *müssen*.

In der epistemischen Verwendung allerdings sind die Wahlmöglichkeiten eingeschränkt, da hier nicht nur kommunikativen Bedürfnissen Folge geleistet werden muss, sondern vor allem grammatischen Regeln (vgl. Diewald 1997:27f.). So verdeutlichen die Sätze 11 bis 13, dass bei einigen Modalverben nur lediglich ein oder zwei Formen in epistemischer Weise verwendet werden können:

(11) Ben *dürfte/*darf/*dürfe/*durfte* sich eingeschrieben haben.

(12) Ben *soll/?sollte* keinen Studienplatz bekommen haben.

(13) Ben *mag/?mochte/*möge/möchte* darüber nicht reden.

Wie die Sätze 11 bis 13 gezeigt haben, gibt es, entgegen der flexivischen Möglichkeiten bei deontische gebrauchten Modalverben, durchaus Formen, die grammatisch nicht korrekt sind¹⁴, oder deren Verwendung fraglich erscheint¹⁵.

Die Anwendung der Grammatikalisierungsparameter nach Lehmann untermauern die Annahme zweier Modalverbsysteme: einer stärker grammatikalisierten epistemischen Variante und einer schwächer grammatikalisierten deontischen Variante. Die Differenz beider Systeme in ihren Verwendungen wurde somit hervorgehoben.

¹⁴ Diese Formen sind mit * gekennzeichnet.

¹⁵ Diese Formen sind mit ? gekennzeichnet.

3 Zusammenfassung und Schlussbetrachtung

Das Ziel der Auseinandersetzung mit den Modalverben bestand darin, die Modalverben des Deutschen einerseits hinsichtlich ihrer semantischen und morphosyntaktischen Besonderheiten zu charakterisieren und sie andererseits in den Kontext der Grammatikalisierung einzubetten. Dazu wurde außerdem auf grundlegende Begriffe wie ›Modalität‹ und ›Grammatikalisierung‹ eingegangen.

Die deutschen Modalverben lassen eine deontischen und eine epistemische Lesart zu, die sich sowohl in ihrem Gebrauch, also auch in ihrem Grad an Grammatikalisierung unterscheiden.

Durch eine überblicksartige Darstellung des Grammatikalisierungsprozesses konnte der diachrone Weg vom Modalverb im Vollverbgebrauch (deontisch), zur grammatikalisierten Hilfsverbverwendung (epistemisch) nachvollzogen werden. Anhand der Grammatikalisierungsparameter nach Lehmann (1985) wurde die Annahme zwei sich unterscheidender Modalverbssysteme gestützt.

Dieses Thema bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Untersuchungen. So kann beispielsweise der Frage nachgegangen werden, in welcher Weise Sätze wie ›*Darf ich ein Eis?*‹ oder ›*Kann ich eine Cola?*‹ einzuordnen sind. Entwickelt sich der Weg der Grammatikalisierung an dieser Stelle tatsächlich schon zurück?

Abschließend ist zu sagen, dass die Modalverben des Deutschen in Hinblick auf ihren Grammatikalisierungsprozess ein weitreichendes und gefächertes Untersuchungsgebiet darstellen, das sich lohnt zu untersuchen.

4 Bibliographie

- CALBERT/VATER (1975): Aspekte der Modalität. Tübingen: Narr.
- DIEWALD, GABRIELE (1993): Zur Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen. In: Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft (Hrsg.): Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12, 2. Göttingen: Vandenhoeck/Ruprecht, S. 218-234.
- DIEWALD, GABRIELE (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer.
- DIEWALD, GABRIELE (1999): Die Modalverben im Deutschen: Grammatikalisierung und Polyfunktionalität. Reihe Germanistische Linguistik 208. Tübingen: Niemeyer.
- DROESSIGER, GRAŽINA (2005): Zur Polyfunktionalität der deutschen Modalverben oder: Was ist modal an den deutschen Modalverben? In: Žmogus ir žodis vol. Vilnius predaogigal university, S. 85-92. online: <http://www.biblioteka.vpu.lt/zmogusirzodis/PDF/svetimosioskalbos/2005/droessinger.pdf> (30.01.2015).
- EISENBERG, PETER (2001): Grundriss der deutschen Grammatik: Der Satz. Stuttgart: Metzler.
- HELBIG/BUSCHA (2001): Leitfaden der deutschen Grammatik. Berlin: Langenscheidt.
- HENTSCHEL/WEYDT (2003): Handbuch der deutschen Grammatik. 3. völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin/New York: de Gruyter.
- LEHMANN, CHRISTIAN (1985): Grammaticalization: Synchronic variation and diachronic change. In: *Lingua e Stile*, S. 303-318.
- LEHMANN, CHRISTIAN (2005): Wortarten und Grammatikalisierung. In: Schader/v. Knobloch (Hrsg.): Wortarten und Grammatikalisierung: Perspektiven in System und Erwerb. Berlin/New York: de Gruyter, S. 1-20.
- MORTELMANS, TANJA (2013): Wie viel Modalverb braucht der Mensch? In: *German as a foreign language 2*. Antwerpen. 65-91. online: <http://gfl-journal.de/2-2013/mortelmans.pdf> (01.02.2015).
- REIS, MARGA (2001): Bilden Modalverben im Deutschen eine syntaktische Klasse? In: Müller/Reis (Hrsg.): Modalität und Modalverben im Deutschen. Hamburg: Buske, S. 287-318.
- ÖHLSCHLÄGER, GÜNTHER (1989): Zur Syntax und Semantik der Modalverben des Deutschen. Tübingen: Niemeyer.
- RŮŽIČKA, RUDOLF (1972): Über die Einheitlichkeit der Modalität. In: *Linguistische Arbeitsberichte 5*. Mitteilungsblatt der Sektion Theoretische und Angewandte Sprachwissenschaft der Karl-Marx Universität Leipzig, S. 3-16.
- SZCZEPANIAK, RENATA (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr.

Christina Gierschick

»Wir mussten ihnen ›demokratische Umgangsformen‹ beibringen ...« – Die Beeinflussung des Sprachwandels durch gezielte Sprachlenkung

1 Einleitung

Im 20. Jahrhundert durchlebte Deutschland zahlreiche gesellschaftliche, politische, aber auch sprachliche Umbrüche. Die Zeit des Nationalsozialismus ist das extremste Beispiel dafür. Bereits im Jahr 1947 veröffentlichte Victor Klemperer¹ ein Buch, welches sich mit der spezifischen Sprache des Nationalsozialismus auseinandersetzte. Er machte darin deutlich, wie gezielt die Nationalsozialisten die Sprache manipulierten und für ihre Zwecke nutzten. Wörter, welche vorher negativ konnotiert waren (beispielsweise »fanatisch«) erhielten einen positiven Hintergrund und umgekehrt.

Ziel der vorliegenden Arbeit soll es sein, weitere Beispiele für die sprachliche Beeinflussung »von oben« zu finden. Dabei soll untersucht werden, ob eine Sprachlenkung überhaupt stattgefunden hat, wie erfolgreich sie letztendlich war und ob sie eventuell zu einem Sprachwandel im 20. Jahrhundert beigetragen hat. Dafür werden zwei Zeitabschnitte untersucht: Zum einen die Sprache der Nachkriegszeit und die durch die westlichen Besatzungszonen gewollte *Umerziehung* der Bevölkerung zu selbstdenkenden, toleranten und demokratischen Bürgern, zum anderen die Sprache der DDR bzw. die Sprache der SED-Institutionen. Zu Ersterem wird besonders auf die Forschung von Georg Stötzel, Silke Hahn und Martin Wengeler eingegangen. Sie haben die Sprache der Nachkriegszeit analysiert und ausgewertet. Zusätzlich wird ein Lehrfilm zur Demokratisierung aus dem Jahr 1951 untersucht. Für die Sprache der DDR bildet Stefan Heyms These eines real existierenden »Hoch-DDRsch« die Grundlage der Untersuchung. Bei diesem Forschungsgegenstand ist besonders die Germanistin Antje Buer hervorzuheben. *Die Sprache der Wiedervereinigung* wird hierfür vergleichend hinzu gezogen. In einem Fazit wird der tatsächliche Einfluss der Sprachlenkung auf den Sprachwandel für die beiden vorliegenden Fallbeispiele verdeutlicht.

Die stattgefundenene studentische Tagung und der damit im Zusammenhang stehende Sammelband beschäftigt sich mit dem Phänomen der Grammatikali-

¹ Victor Klemperer: LTI – Notizbuch eines Philologen. Berlin 1947.

sierung, also einem Prozess des Sprachwandels. Der vorliegende Aufsatz soll die Beiträge dahingehend vervollständigen, als das er von dem Verständnis des Ergebnisses des Wirkens einer *unsichtbaren Hand* abweicht. Die *Hand* muss nicht zwangsläufig verdeckt sein, sondern kann mithilfe von Sprachlenkung konkrete Formen annehmen.

2 »Stunde Null« der Sprache? – Sprachpolitik in der Nachkriegszeit

Das Ende des Nationalsozialismus ist eine historisch bedeutsame Zäsur in der Geschichte der deutschen Sprache. Der *demokratische Neuanfang*, welcher in den Westzonen geplant wird, soll mithilfe einer neuartigen öffentlich gebrauchten Sprache zur Bewusstseinsbildung umgesetzt werden (vgl. Stötzel 1994:19). Der Völkische Beobachter (VB), ein Presseorgan, hat, während des letzten Kriegsjahres, die Alliierten mit zahlreichen negativ konnotierten Ausdrücken, wie *Feindbund* und »wahnwitzige Massenmordkoalition« (ebd.:20), in Verbindung gesetzt (vgl. ebd.). Allerdings ist es schwer nachzuprüfen, inwieweit die propagandistischen Konzepte tatsächlich meinungsbildend waren. Fest steht, dass der Nationalsozialismus die beiden Wertesysteme Ost und West sprachlich vorgeprägt hat (gegen *Bolschewismus* und *rote Flut*), wie Stötzel beschreibt.² Antikommunistische Argumentationen oder Einstellungen sind das Identifikationsmoment der Westzonen und der frühen BRD (vgl. ebd.:20f.). Laut Gabriel Falkenberg gibt es deshalb aus sprachlicher Sicht keine »Stunde Null« (Falkenberg 1989:6). Das heißt, dass sprachliche Ausdrücke durch sprachliche Lenkung oftmals lediglich umgedeutet werden, wie es beispielsweise mit dem Wort *Sozialismus* im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie hin zur semantischen Normierung der CDU im Jahr 1946 geschehen ist (vgl. Stötzel 1994:26).

Obwohl auch im Wort Nationalsozialismus Sozialismus steckt, wurde dies nicht weiter als problematisch angesehen bzw. fiel in seiner Einzelbedeutung nicht auf. Im Jahr 1946 gab es eine allgemeine Tendenz dahingehend, dass von verschiedenen Seiten Normierungsversuche zum Begriff *Sozialismus* stattfanden. Der Grund war, dass man davon ausging, dass die Großindustrie, also das Großkapital, oder noch allgemeiner der *Kapitalismus*, eine Mitschuld am Aufstieg des Nationalsozialismus und dessen »Kriegslüsterheit« (Stötzel 1994:26) hatte. Der Sozialismus, als Gegenentwurf zum Kapitalismus erschien attraktiver. Im Ahlener Programm aus dem Jahr 1947 der CDU lässt sich nicht umsonst eine Verstaatlichung der Eisen- und Kohleindustrie finden. Doch schon Mitte des Jahres 1946 lassen sich Zweifel an dem Zauberwort Sozialismus bzw. dem gesamten Wortfeld erkennen. Beispielsweise diskutiert die CDU-nahe RHEINISCHE

² In den Westzonen gab es also bereits sprachliche Vorbehalte gegen die sowjetischen Ideen.

POST vom 11.5. 1946 in dem Artikel ›Was ist Sozialisierung?‹ das gegenwärtige Verständnis und stellt heraus, dass es keine allumfassende Lösung sozialer und wirtschaftlicher Probleme geben kann. Darauf Bezug nehmend, wird die Möglichkeit einer *Vergesellschaftung* gegenüber dem *Privatkapital* in Zweifel gezogen. Die im Frühjahr 1947 vom Landtag in NRW getroffene Entscheidung einer ›kleinen‹ Sozialisierung, also nur die Vergesellschaftung des Bergbaus, kann als Abkehr vom Glauben an einer Alternative zum Kapitalismus gewertet werden. Weiterverwendung findet der Begriffsteil *sozial*, in der Idee von der *sozialen Marktwirtschaft*, quasi einer Verbindung der damals als extreme verstandenen gesellschaftlichen Ansichten (Stötzel 1994:26-27).

2.1 Demokratisierung und Sprachpolitik

Da die Entnazifizierung einen Teil des gesellschaftspolitischen Gesamtkonzeptes der Alliierten bildete und in allen Lebenslagen präsent war, war auch die Verwendung der Sprache von ihr betroffen. Rudolf Leonard forderte bereits 1947 eine Entnazifizierung der Sprache (vgl. Leonard 1947:o. S.). Bereits zwei Jahre zuvor war eine Entmilitarisierung ebendieser gefordert worden. Dies bedeutet, dass die Verwendung von Wörtern wie *marschieren* oder *Sieger*, welche zwangsläufig mit der nationalsozialistischen Vergangenheit assoziativ in Verbindung gebracht wurden, kritisch hinterfragt werden mussten, da die Nationalsozialisten diese in erster Linie zur Beeinflussung genutzt hatten (vgl. ebd.).

Bekannt wurde in diesem Rahmen Victor Klemperers *LTI* und die sprachkritischen Artikel von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm Emanuel Süskind, die später im »Wörterbuch des Unmenschen«³ zusammengefasst worden sind. Auch außerhalb des direkten Bezugs zur Sprache kam es in den staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftspolitischen Fragen zu einer Neuorientierung, welche implizit und explizit dennoch zu Auseinandersetzungen führte, die den Gebrauch und die Bedeutung von Ausdrücken betrafen (vgl. Stötzel 1994:25). Der Wortteil *Sozialismus* im Wort Nationalsozialismus, welcher für die Volksgemeinschaft stand, kann für die gezielte Umdeutung, oder Entnazifizierung, als beispielhaft gelten. Bis zum Sommer 1947 war die staatliche Lenkung und Planung auch in den Westzonen als notwendig erachtet und positiv bewertet worden (vgl. Wengeler 1994:36), aber schon im Laufe des Jahres 1946 zeigte sich, dass die verschiedenen politischen Gruppen jeweils eigene semantische Normierungsversuche anlegten um ihre verschiedenen Wertorientierungen und Interessen mit den positiv konnotierten Terminus *Sozialismus* zu verbinden (vgl. Stötzel 1994:26). So ist zwar im Ahlener Programm der CDU von 1947 die Verstaatlichung der Eisen- und Kohleindustrie zu finden, allerdings nimmt

³ Dolf Sternberger, Gerhard Storz, Wilhelm E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg 1957.

die CDU-nahe RHEINISCHE POST gleichzeitig eine kritische Haltung gegenüber dem Sozialismus als Lösung sozialer und wirtschaftlicher Probleme ein (vgl. zit. n. ebd.). Die CDU wendet sich spätestens mit K. Adenauers Definition der Sozialdemokratie als Vertreter des *marxistischen Sozialismus* (vgl. Stötzel 1994:26) von der sprachlichen Nutzung des *Sozialismus* für ihre politischen Ziele ab. Es folgt eine sprachlich gezielt negative Bewertung, indem nach der Währungsreform mit Slogans wie »Kohle wird sozialisiert« (Rheinische Post 7.8. 1948:1) eine Mangelwirtschaft und durch »Kartoffeln werden frei« (Rheinische Post 9.8. 1948:1) eine Wirtschaft ohne Einschränkungen dargestellt wurde. Der im Nationalsozialismus abgewertete Kapitalismus (vgl. Stötzel 1994:26) und die damit verbundene, noch vorhandene Ablehnung durch die Bevölkerung in Nachkriegsdeutschland, wurden somit aus ihrer nachteiligen Assoziation enthoben und mit dem positiven Wertewort frei bezeichnet (vgl. ebd.:27). Es zeigt sich, dass

[...] in der CDU-nahen Presse disjunktive Argumentationsformeln Platz greifen, in denen die Alternative *Freiheit* oder *Sozialismus* beziehungsweise *Sozialisierung* als bewußtseinsprägende politische Dichotomie durchgesetzt werden soll (ebd.:27).

Dies äußert sich besonders stark auf dem Eichstätter Parteitag der CSU vom 30./31.8. 1947, wo Hans Ehard als bayrischer Ministerpräsident von »Freiheit oder Sozialismus« spricht (vgl. Ambrosius 1977:101). Solche klaren Abgrenzungen sind recht einprägsam und so ist es nicht weiter erstaunlich, dass die Sozialdemokraten als *marxistisch* bzw. *sozialistisch*, also direkt in der gerade praktizierten Politik Stalins stehend, klassifiziert werden.⁴

Hierbei drängt sich auch die Frage nach der Rechtfertigung des sprachlichen Ausdrucks »soziale Marktwirtschaft« auf, welche Martin Wengeler in seinem Aufsatz »Der alte Streit...« eingehend untersucht. Die bereits erwähnte Negativkonnotation des Wortfeldes *Sozialismus* führt gleichzeitig dazu, dass ein an der Marktwirtschaft orientiertes Vokabular zunimmt. Dafür wird die gegenteilige Wirtschaftsform, die Planwirtschaft, in Bezug zum Nationalsozialismus und zur innenpolitischen Entwicklung in der SBZ mit neuen Wortverbindungen wie *Kommandowirtschaft*, *Zwangswirtschaft* oder *Befehlswirtschaft* belegt bzw. paraphrasiert. So kann die zunächst schwere Durchsetzung der Ablehnung des Sozialismus und der Planwirtschaft in den westlichen Besatzungszonen nach und nach erreicht werden (vgl. Wengeler 1994:40). Die gleichzeitig gezielte Verwendung des Wortes *Staatskapitalismus* zeigt die Möglichkeit auf, welche eine solche Wortveränderung zulässt: Der Kapitalismus ist an und für sich etwas Gutes, nur

⁴ Zur Verwendungsgeschichte: Frank Liedtke: Sozialismus – ein Reizwort. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20 (1989), H. 64, S. 23-38.

ist er bisher falsch, sprich als verdrehte Planwirtschaft, gedeutet worden. Somit wird einerseits die ablehnende Haltung des Nationalsozialismus der Wirtschaftsform und andererseits die anerkennende Tendenz der westdeutschen Bevölkerung an der Planwirtschaft, annihiliert. Gleichzeitig inszenieren Müller-Armack und Erhard mit dem Ausdruck »soziale Marktwirtschaft« einen, im ersten Moment ebenfalls widersprüchlich wirkenden Terminus. Mit ihrer Wortwahl »zweier scheinbar unversöhnlichen Extreme« (Wengeler 1994:41) (Planwirtschaft und Sozialismus versus freie Wirtschaft und Kapitalismus) für ihr neues Wirtschaftskonzept machen sie dieses für die meinungsgespaltene Bevölkerung konsens- und salonfähig.

Ein weiteres bekanntes Beispiel bildet die Ablehnung der Bezeichnung *Reich*. Die Angst vor einem *vierten Reich*, welche vor allem von de Gaulle verbreitet wurde, führte u.a. dazu, dass Bischöfe in der französischen Besatzungszone nicht mehr auf das *Reich*, sondern auf das *Vaterland* vereidigt wurden (vgl. Rheinische Post 27. 10. 1948:2). Die sprachliche Lenkung erfolgte mithilfe des Verordnungsweges, den alle Bischöfe nehmen mussten.

Bis hierher kann zusammengefasst werden, dass Heidrun Kämper mit der Aussage »Entnazifizierung bedeutet Kommunikation« (Kämper 1997:305) Recht hat, denn die Umerziehung eines Volkes erfolgt in allererster Linie tatsächlich über die Sprache.

2.2 Sprachliche Umerziehung durch Lehrfilme

Der Reeducation-Film »Frischer Wind in alten Gassen«⁵ spielt in der Kleinstadt Eberbach. Dort übernehmen Jugendliche in einem Schulprojekt für drei Tage die Stadtverwaltung. Der Film dauert ca. 17 min. und soll die Möglichkeiten der Mitbestimmung in einer demokratischen Gesellschaft verdeutlichen. Einmal abgesehen von der Handlung des Filmes, weist dieser eine Reihe von Signalwörtern und Phrasen auf, welche die Grundprinzipien einer Demokratie hervorheben sollen. Darüber hinaus wird Kritik am obrigkeitsstaatlichen Denken geübt.

Der Junge, der das Amt des Bürgermeisters übernimmt, wird im Kurzfilm besonders detailliert stilisiert. Schon zu Beginn des Filmes wird verdeutlicht, dass er »gewählt«⁶ wurde und das sogar »einstimmig«⁷, wie er stolz seinen Eltern erklärt. Diese verurteilen die Idee als »blanke[n] Unsinn«⁸, während der Jugendliche ihnen entgegensetzt: »Das ist kein Unsinn, das ist praktische Gemeinschaftskunde«⁹. Daraufhin legt er offen dar, wie viel »Geld durch die Stadtkasse

⁵ *Frischer Wind in alten Gassen*. R.: Fritz Peter Buch. Westdeutschland 1951.

⁶ Ebd., TC: 01:40-01:47.

⁷ Ebd., TC: 02:30-02:34.

⁸ Ebd., TC: 02:33-02:35.

⁹ Ebd., TC: 02:35-02:40.

von Eberbach gelaufen ist«¹⁰, woraufhin die Eltern und, wahrscheinlich der Großvater (eine genaue Benennung der Beziehungsebene zum Protagonisten findet nicht statt), interessiert zuhören und sich wundern, dass Finanzierungen der Stadt öffentlich bekannt sind.¹¹ Wenig später erklärt der Junge seiner nun hellhörig gewordenen Familie, dass der derzeitige amtierende Bürgermeister die Idee hatte Jugendlichen eine Aufgabe in der Stadtverwaltung zu übertragen. In der darauffolgenden Rückblende erklärt der Bürgermeister vor Schulklassen, dass »Demokratie ganz unten anfangen«¹². Die bewusste Wortwahl »unten« macht deutlich, dass es keine Doktrinen von oben gibt, wie die deutsche Bevölkerung in der Zeit des Nationalsozialismus erlebte, sondern, dass sich jeder beteiligen kann. Erst diese Tatsache zeichnet einen »brauchbaren Staatsbürger«¹³ aus. »Brauchbar« meint, dass die Menschen nur dann in einer Demokratie leben können, wenn sie sich beteiligen. Auch das ist für die Bevölkerung neu. Aus dem Grund wird auch die Stadtverwaltung an die Schülerinnen und Schüler übergeben. Im Vortrag, den der Bürgermeister einführend hält, werden die Jugendlichen zum Mitdenken, was eine Stadt benötigt, angehalten.¹⁴ Darüber hinaus wird auch der Begriff des *Bürgers* entgegen dem einfachen Wort *Einwohner* betont,¹⁵ da somit eine Aktivität in politischen Interessen signalisiert wird. *Einwohner* sind lediglich im Ort Ansässige und rufen auf sprachlicher Ebene keine Assoziation zur demokratischen Mitbestimmung hervor.

Zurück bei dem Schüler zu Hause: Der Jugendliche betont erneut, dass für die Auswahl der einzelnen Ämter eine »richtige Wahl«¹⁶ gemacht wurde. Das älteste Familienmitglied ist skeptisch: »Was das für neumodische Sachen sind! Zu unserer Zeit hieß es alles auf Befehl von der Obrigkeit und Schluss! Und heute? Machen sie ein Kinderspiel daraus!«¹⁷. Diesem Gedanken werden höchstwahrscheinlich viele Zuschauer zustimmen. So orientiert sich der Reeducation-Film an der Meinung der allgemeinen Bevölkerung. Der ältere Herr steht stellvertretend für eine Generation, die mit diesem Film überzeugt werden muss, dass Demokratie prinzipiell nichts schlechtes ist, nur weil sich jeder und jeden Alters beteiligen kann.

Nach einer kurzen Black beginnen die drei Tage der Jugendlichen. Der junge Bürgermeister wird in seiner Aufgabe durch den (echten) Bürgermeister unterstützt. Er zeigt ihm ohne Vorbehalte den Haushaltsplan und betont, dass es

¹⁰ Ebd., TC: 02:41-02:45.

¹¹ Ebd., TC: 02:45-02:47.

¹² Ebd., TC: 03:05-03:09.

¹³ Ebd., TC: 03:10-03:14.

¹⁴ Ebd., TC: 03:35-03:48.

¹⁵ Vgl. ebd., TC: 03:28-04:48.

¹⁶ Ebd., TC: 05:16-5:20.

¹⁷ Ebd., TC: 05:20-5:34.

»keine Ausgabe ohne Deckung«¹⁸ geben darf.¹⁹ Es ist spätestens seit 1947²⁰ hinreichend bekannt gewesen, dass die Nationalsozialisten ihre Ausgaben über den Mefo-Wechsel, also keiner direkten Deckung, finanzierten, weshalb der gedrehte Kurzfilm durchaus darauf anspielen könnte, dass so etwas in der neuen BRD nicht mehr durchführbar ist. Die einfache Wortwahl des (echten) Bürgermeisters wird durch die Anwesenheit des Jugendlichen legitimiert. Denn ansonsten würde dieser die komplexen Aufgaben des Amtes nicht verstehen. Tatsächlich ist die Sprache allerdings an die Bevölkerung gerichtet und suggeriert: Demokratie ist leicht, habt keine Scheu und seid dabei!

Im Anschluss an die Szene im Rathaus wird ein weiterer Jugendlicher in seiner Polizeiarbeit begleitet. Zunächst erklärt der (echte) Polizist dem Jungen das Prinzip eines Stop-Schildes und das Beobachten des Verkehrs. Als plötzlich ein junger Radfahrer das Stop-Schild übersieht, sagt der Jugendliche »Warten Sie! Dem verpass ich eine!«²¹ und rennt dem Radfahrer hinterher. Als er ihn zum Anhalten bringt, fängt der Jugendliche an, ihn zu verprügeln. Der Polizeibeamte schreitet ein und sagt: »Gleich Prügel – wo gibt es denn sowas?«²² und bestraft den Jugendlichen dafür. Der Satz und die anschließende Strafe gleichen einer Belehrung für den Jungen und den Zuschauer. Gewalt ist in der Demokratie kein Mittel der öffentlichen Ordnung. Die Polizei ist keine SA und die Gewaltbereitschaft der Jugendlichen, wie sie vor allem auch in der Nachkriegszeit auftrat (vgl. Davies 1981:141-142), wird nicht geduldet. Alsbald kommt ein Fremder (F) in die Stadt. Er trifft auf den jungen Bürgermeistervertreter (B). Der Dialog gestaltet sich folgendermaßen:

F.: »Ein hübsches, altes Nest dieses Eberbach! Wie viel Einwohner hat es denn?«

B.: »Elfeinhaltausend ungefähr, wenn man die Schifferfamilien mitzählt. Die da haben nämlich hier ihre Wohnung. Sind aber das ganze Jahr auf Fahrt vom Neckar bis an den Rhein, von Holland bis in die Schweiz.«

F.: »Klingt ja ganz international!«

B.: »Ja, wir sind ein altes Städtchen, aber deshalb sind wir nicht von gestern.«²³

Die Signalphrasen »international«, »altes Städtchen« und »nicht von gestern« stellen, auch bezüglich der Größe des Ortes, dar, dass eine Stadt freundlicher wirkt, sobald sie auch mit Fremden bzw. Fremdländischen in Kontakt tritt. Was hier besonders hervortritt, ist, dass diese Internationalität hoch angesehen wird und dass die Größe eines Ortes, keine Aussagekraft darüber besitzt, ob dieser

¹⁸ Ebd., TC: 06:11-6:14.

¹⁹ Vgl. ebd., TC: 05:55-6:19.

²⁰ Vgl. beispielsweise Gerd Bucorius: Hintergründe eines Wirtschaftswunders. Ein Beitrag zum Fall Schacht. In: Die Zeit vom 3.5. 1947.

²¹ Vgl. ebd., TC: 06:48-06:50.

²² Vgl. ebd., TC: 07:10-07:14.

²³ *Frischer Wind in alten Gassen*. 1951, TC: 07:40-08:00.

gastfreundlich ist oder nicht. Das gesamte Stadtbild von Eberbach wird durch den Eber, den Namensgeber der Stadt, geprägt. Er ist an jeder Fassade zu finden, wie auch der Jugendliche dem Fremden bestätigt.²⁴

Eine Stadt oder ein Dorf muss sich für die neuen Ideen nicht aufgeben oder seine alten Werte ablegen, sondern kann so bleiben wie es ist. Bild und Sprache überzeugen den Zuschauer, dass das Fremde ein Zugewinn ist und keinen Verlust von Brauchtum und Sitte bedeutet.

Der Fremde ist ein Freund des echten Bürgermeisters und möchte diesen besuchen. Bei dem Treffen erfährt er, warum der Bürgermeister das Schulprojekt ins Leben gerufen hat:

Er sagt, dass man alles tun müsste, damit »[...] sich die jungen Leute in den öffentlichen Angelegenheiten frei und selbstständig bewegen lernen«²⁵. Darüber hinaus soll dieses Projekt nun jedes Jahr durchgeführt werden. »Frei«²⁶ und »selbstständig«²⁷ stehen im Gegensatz zur Hörigkeit gegenüber der Obrigkeit oder auch zur (konservativen) Generation der Väter²⁸. Die Jugendlichen wollten »lieber mit anpacken, als nur zuhören«²⁹ erklärt der Bürgermeister anhand eines Häuserbauprojektes in Eberbach. Auch dieser Wortlaut ist ein Verweis auf das Mitdenken und die Mitbestimmung in der Demokratie und die Abkehr von allein getroffenen Bestimmungen durch eine Führungspersönlichkeit. Das neue politische Bewusstsein vermitteln eine Stimmung des *Anpackens* und impliziert den Aufruf, sich gegenseitig zu unterstützen, wie Bild und Ton verdeutlichen.³⁰ Der Freund des Bürgermeisters nennt das Projekt treffend *Demokratie studieren*³¹, woraufhin er vom Bürgermeister zur Abschlussitzung der drei Tage eingeladen wird. An jenem Abend sitzen alle Jugendlichen zusammen und berichten und diskutieren ihre Erfahrungen.

J1.: »Ich habe sehr viel gelernt in diesen drei Tagen. Vor allen Dingen, dass jeder, der etwas zu meckern hat, sich auch mal selber überlegen muss, wie schwer das zu machen ist [...] und nicht immer bloß denken: Dafür sind die anderen da!«

[...]

J2.: »Also mir kommt das Ganze vor wie beim Fußball [...]. Ob einer Mittelstürmer ist oder links außen, wenn das Zusammenspiel nicht klappt, bekommt die Mannschaft keinen Ball ins Tor!«³²

In diesem Abschnitt treten menschliche Werte wie das *Selbstdenken* und der

²⁴ Vgl. ebd., TC: 08:03-08:08.

²⁵ Ebd., TC: 09:31-09:39.

²⁶ Ebd., TC: 09:35-09:37.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd., TC: 09:45-10:52.

²⁹ Ebd., TC: 13:25-13:29.

³⁰ Vgl. ebd., TC: 12:25-13:22.

³¹ Vgl. TC: 14:21-14:23.

³² Ebd., TC: 14:46-15:15.

Gemeinschaftsinn hervor. J2 erklärt das Prinzip der Demokratie anhand des Volkssportes Fußball. Diese Sportart und deren Regeln kennt jeder und die (meisten) Deutschen lieben sie.

Indem die Demokratie mittels Mannschaftsgeist, den klaren Regeln und den daraus resultierenden Ergebnissen - also dem Erfolg - verglichen wird, fasst der Jugendliche das Prinzip des gerechten Zusammenlebens zusammen. Das politische Geschehen ist somit kein Abstraktum mehr, sondern wird direkt aus der Lebenswelt der Jugendlichen und der Zuschauer gegriffen.

In dem Film werden zahlreiche Signalwörter gesetzt, die in Verbindung mit *frei, Freiheit, Demokratisierung, innerem Wiederaufbau, sozial, sozialem Gefüge* und der *Reeducation* stehen, welche Georg Stötzel allesamt in den Schlagwortkatalog der Nachkriegszeit aufnahm (Stötzel 1994:33-34). Diese und andere Wörter, wie beispielsweise *soziale Marktwirtschaft* und *Wirtschaftswunder* werden noch heute in ihrer positiven Wortbedeutung genutzt. Dabei haben die zahlreichen Filme der Nachkriegszeit und der jungen BRD einen großen Anteil daran gehabt, Demokratie für die Bevölkerung verständlich und reizvoll zu vermitteln, da sie, wie im obigen Beispiel gezeigt wurde, mit Wort und Bild ein Verständnis schufen. Es ist auffällig, wie viele Schlagwörter, welche zur demokratischen Gemeinschaft gehören, in diesem Film genannt werden. Da Filme auf einem Drehbuch basieren, kann von einer bewussten Lenkung der Bevölkerung durch den gezielten Einsatz bestimmter Wörter und Sätze gesprochen werden.

3 Sprache im Geist des Sozialismus

Im folgenden Kapitel wird die spezifische Sprache der SED-Diktatur im Osten Deutschlands untersucht. Aufgrund des geringen Umfanges der Arbeit kann die Entwicklung der BRD-Sprache nicht nachvollzogen werden. Anfänge, also die Sprache der Westzonen und der jungen BRD finden sich im Kapitel 2. Im Anschluss an die Untersuchung der DDR-Sprache wird ein Einblick in die Wortwahl der Wiedervereinigung gegeben, welche noch einmal verdeutlicht, dass zwischen Westdeutschland und der DDR Eigentümlichkeiten in der Sprachverwendung bestanden.

3.1 Die »offizielle« Sprache der DDR

Die Anfänge der Sprachtrennung erfolgten bereits 1945, kurz nach Kriegsende. Im Jahr 1946 wurden bezüglich der Oder-Neiße und Polen verschiedene Begrifflichkeiten verwendet. In den Westzonen hieß es *Demarkationslinie* oder *Oder-Neiße-Linie*, während in der Ostzone von einer *Friedensgrenze* gesprochen wurde.

In den westlichen Besatzungszonen (siehe Kap. 2) gewannen Föderalismus,

marktwirtschaftlicher Wettbewerb und individuelles Gewinnstreben immer mehr an Bedeutung. In der SBZ hingegen wurden Zentralismus, Zentralplanwirtschaft und der sog. »sozialistische Wettbewerb« ausgebaut. Antje Buer³³ hat die Wortschatzdifferenzierungen eingehend untersucht. In der Sprache der DDR muss stark zwischen offiziellem und inoffiziell Wortgebrauch unterschieden werden. »*Unsere Freunde*« bedeutete offiziell: UdSSR, bzw. die in der DDR stationierten Truppen GSSD (später: WGT). Inoffiziell war der Ausdruck »unsere Freunde« bzw. »die Freunde« eher ironisch benutzt worden. Schon in den 1970er Jahren fiel in der BRD die unterschiedliche Verwendung der deutschen Sprache auf: Stefan Heym hat im Jahr 1977 in einem Artikel des *stern* die Sprache der DDR-Nachrichtensprecher (*Aktuelle Kamera*) analysiert:

Die Sprache ist Hoch-DDRsch, gepflegt bürokratisch, voll hochtönender Substantiva, die mit den entsprechenden Adjektiven verbrämt werden; die Sätze erfordern langen Atem von den Sprechern und Konzentration von den Hörern. Erleichtert wird das Verständnis allerdings durch die im Text reichlich verstreuten Klischees: Codewörter eigentlich, die in den Köpfen eines durch Zeitungslektüre, Versammlungsbesuche, Schulungskurse, wohl trainierten Publikums sofort gewisse Gedankenverbindungen auslösen. [...] Hätte man den Kanal etwa versehentlich eingeschaltet, man würde den Sender sofort identifizieren: So redet man nur im Fernsehen der DDR (Heym 1977:o. S.).

Stefan Heym urteilt weiter, dass die Sprecher eine »staatliche Institution« verkörpern (vgl. ebd.). Es ist also davon auszugehen, dass sich in der DDR eine völlig andere Sprachverwendung entwickelte, die sich für westdeutsche Bürgerinnen und Bürger anhörte. Stefan Heym erklärt, dass sog. »Codewörter«, Gedankenverbindungen, welche durch verschiedene, staatlich verordnete Veranstaltungen geprägt worden, hervor riefen und nur dann der Text verstanden werden konnte. Auch seine anschließende Aufzählung, der am meisten verwendeten Wörter in der *Aktuellen Kamera* (vgl. ebd.), bestätigt diese These. Wörter wurden gezielt genutzt um Menschen, in diesem Fall Fernsehzuschauer, in ihrer Denkweise zu lenken. Als bekannte und immer wieder verwendete Beispiele dafür können gelten: der *Antifaschistische Schutzwall* (die Berliner Mauer), *Bruderland* (Bezeichnung für sozialistische, also gleichgesinnte, Länder) und *Diversant* (von ideologische Diversion – Eindringen westlichen Gedankenguts). Besonders am Antifaschistischen Schutzwall wird deutlich, dass eine klare Propagierung des Westens als faschistisches Überbleibsel gewertet wird. Der »*Schutzwall*« betont eine Notwendigkeit militärischer Verteidigung. Die Wortverbindung drückt

³³ Antje Buer: »Sprache in der DDR« und »Sprache der Wende« als Gegenstandsbereich der Sprach- und Politikforschung. Universität Essen 2006 (unter: http://www.linse.uni-due.de/linse/esel/arbeiten/DDR_und_Wende.pdf), S. 1-35, hier: S. 8-14 (letzter Zugriff: 5.3. 2015).

gleichzeitig das semantische Verständnis aus, was die Bevölkerung in ihren Köpfen haben sollte. Für Heym kommen die Ausdrücke wie »Beschwörungsformeln« (ebd.) daher. Darüber hinaus macht er die Beobachtung, dass die immer zuerst in einer Nachrichtensendung gesendeten Staatsempfänge, offizielle Reden und Begrüßungen von einem Formblatt abgelesen wurden, ganz gleich, ob es zeitgleich dringlichere Informationen gegeben hätte. Die Nachrichten wirken dadurch stark ritualisiert und versetzen den Hörer in einen »angenehm komatösen Zustand«(ebd.). Ständiges Wiederholen führt zur Erhaltung der Information und einer Verknüpfung mit bereits im Langzeitgedächtnis gespeichertem Wissen (Woolfolk 2008:317). Die Sprache wurde von westdeutschen Bürgern als »Hoch-DDRsch« (Heym 1997:o. S.) identifizierbar.

Damit dies möglich war, wurden Wortbedeutungen im Sinne des Sozialismus verändert. Im soziolinguistischen Modell des Sprachwandels wird davon ausgegangen, dass jeweils zwischen besonderen geschichtlich-sozialen Bedingungen unter denen menschliche Gemeinschaften zusammenleben (in diesem Fall innerhalb der sozialistischen DDR) und deren sprachlichen Kommunikation ein direkter Zusammenhang besteht. Dieser Zusammenhang kann als interdependent angesehen werden, wobei die Wirkung der geschichtlich-sozialen Bedingungen auf die sprachliche Kommunikation nicht als Kausalzusammenhang, sondern als über die gesellschaftlichen Zwecke sprachlicher Kommunikation zu begreifen ist. Insofern ist dieser Zusammenhang zugleich eine konventionalisierte oder gar institutionalisierte Zweck-Mittel-Beziehung. Dies bedeutet, dass geschichtlich soziale Bedingungen typisierend auf das Sprachhandeln einwirken und dieses demnach auch verändern (vgl. Steger 1980:348ff.). Anders ausgedrückt: sozialökonomische Faktoren, die eine sprachliche Kommunikation wesentlich determinieren führen zu kommunikativen Bedürfnissen der unter diesen sozialökonomischen Bedingungen lebenden Menschen (vgl. Schildt 1987:9).

Der Sozialismus selbst wurde durch eine politische Instanz (der SED) durchgesetzt. Die SED, genauer gesagt der ZK-Sekretär für Agitation und Propaganda gab für die öffentliche Berichterstattung Leitlinien heraus, welche inhaltliche Argumentationslinien, propagandistische Schwerpunkte und sprachliche Formulierungsweisen festlegte (siehe Beobachtungen Heyms) (vgl. Buer 2006:15). Inhalte von Rundfunk, Fernsehen und der SED-Presse wurden somit klar festgelegt und auch an nicht SED-Medien übermittelt (de facto sind es also Weisungen) (vgl. ebd.). Eine in diesem Zusammenhang neue Untersuchung aus dem Jahr 2014 bietet Wilhelm Schellenbergs Aufsatz zur Sprache der Speisekarten in der DDR. Daraus geht hervor, dass politische Konnotationen, wie *Am Leninplatz* oder *Völkerfreundschaft*, oftmals in Gaststättennamen für Wohngebietsgaststätten zu finden waren (vgl. Schellenberg 2014:57). Laut Schellenberger schwang »alltägliche DDR-Umgangspolitik« (ebd.:63) in der Alltagssprache immer mit,

weshalb von einer ganzheitlichen Indoktrinierung der DDR-eigenen Sprache ausgegangen werden kann.

3.2 Zwischen Sozialismus und Demokratie – die Sprache in der Wendezeit

Dass die Lenkung der Sprache (nahezu) alle Bevölkerungsschichten betraf, wird in dem Aufsatz von Gerhard Müller³⁴ umfassend dargestellt. Die »bürokratisch, machtzentrierte Sprache« (Müller 1994:36) – Müller nennt es Sprache und nicht Sprachverwendung – durchdringt auch das Gegenwartsdeutsch der Wendezeit. Zwar wurden veraltete Wörter (wie *Brigadeausflug* oder *Bruderland*) im Gebrauch zunehmend weniger frequent, gleichzeitig war aber ein Fortbestehen von »unterschwelligem Sprachhaltungen, Stile[n] und Redeweisen« (ebd.:46) auszumachen, die Kommunikationsstörungen verursachten. Westdeutsche wurden als selbstbewusst und Ostdeutsche als komplexbehaftet beschrieben (vgl. ebd.:46-47 und u. Heinemann 1998).

[...] Verständigungsschwierigkeiten beziehen sich in der Regel nicht auf bestimmte Wörter (Wortschatzelemente), sondern liegen tiefer, berühren das ›kommunikative Verhalten‹ insgesamt, d. h. all die Erfahrungen, die die Deutschen in den zurückliegenden vierzig Jahren gemacht haben (ebd.:47)

Versuche der Anpassung wurden häufig durch Vorurteile der Vorwendezeit gestört, indem beispielsweise die Anredeform »Werte Genossen« bei Bewerbungen fehlte und durch »Sehr geehrte« ersetzt wurde. Statt dies als eine erfolgreiche Assimilation an die BRD zu betrachten, wurde die Verwendung als eine Maskerade interpretiert: Die Bewerberin oder der Bewerber wollte anscheinend ihre bzw. seine Stasi-Vergangenheit verheimlichen (vgl. ebd.). Wörter waren außerdem einer starken Doppelbödigkeit bezüglich ihrer Semantik unterworfen (*Arbeiter, Bewusstsein, Initiative*), vgl. Buer 2006:30). Systembedingt hatten diese Wörter in Ost und West eine unterschiedliche Bedeutung, dementsprechend wurden sie auch unterbewusst anders konnotiert (vgl. Müller 1994:31 und Hellmann 1997:23).

Es kommt zu einem wendebedingten (kleinen) Sprachwandel, wie Antje Buer feststellt. Er setzt sich aus dem »Wendewortschatz«³⁵, dem Verschwinden von Wörtern und den lexikalischen Veränderungen in der DDR durch die Übernahme spezifisch bundesrepublikanischen Vokabulars zusammen (vgl. Buer 2006:26). Buer resümiert allerdings auch, dass die Sprache der Wende sehr kurzlebig ist und historisch kaum Bestand haben wird (vgl. 2006:31).

³⁴ Müller, Gerhard: »Besserwessi« und »Jammerossi«, »Buschzulage« und »Kolonie«. Reizwörter im vereinigten Deutschland. In: GfdS (Hrsg.): Wörter und Unwörter, Bd. 2. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache, Niedernhausen/Ts. 1994, S. 34-52.

³⁵ Beispiele hierfür sind: *Montagsdemo, Dialog, aufrechter Gang* und *Mauerspecht*.

Einige, in der ehemaligen DDR hoch frequentierte Wörter werden auch im 21. Jahrhundert gebraucht. Im Jahr 2012 beispielsweise waren immer noch Unterschiede verschiedener staatlicher Prägung auf die deutsche Sprache auszumachen. Felix Forberg schrieb in einem Artikel der Deutschen Welle: »Sie hat eine eigene Ausprägung: die Sprache der früheren DDR« (Forberg 15.8. 2012:o. S.) und erstellte für den Deutschunterricht als Fremdsprache ein Vokabelliste vermeintlich ostdeutscher Wörter (vgl. ebd.). Die Wörter werden zwar im Allgemeinen als regionale Besonderheiten deklariert (vgl. Müller 1994:43), sie sind aber keinesfalls Ausdruck des sächsischen, thüringischen oder eines anderen Dialekts. Es handelt sich bei den angesprochenen Beispielen um einen spezifischen Regiolekt, ausgelöst durch die politische und gesellschaftliche Trennung zweier deutscher Staaten.

4 Fazit

Ob die gezielte Sprachlenkung des 20. Jahrhunderts den Sprachwandel beeinflusst, konnte anhand des Beispiels des Wiederaufbaus der BRD gezeigt werden. Zahlreiche Filme und Beispiele aus der Werbung, aber auch der Erfolg von *sozialer Marktwirtschaft* und *westlich-orientierter Politik* haben dazu beigetragen, dass die *Demokratie* mit ihren *freien Wahlen* als eines unserer wichtigsten politischen Errungenschaften gilt. 70 Jahre nach Kriegsende sind die Begriffe und die damit verbundenen Vorstellungen, wie sie die westlichen Besatzungsmächte und die junge BRD gewollt haben, etabliert. Erkennbar ist dies beispielsweise in Lehrbüchern für den Schulunterricht. Bereits in Klasse 5 des Faches Ethik wird Demokratie im kleinen Rahmen (»Demokratie in der Schule – Gemeinsam einen Schulausflug planen«) geübt. Wörter, die dabei eine entscheidende Rolle spielen sind unter anderen *Rücksichtnahme*, *Kompromiss*, *gemeinsam*, *demokratisch*, *gerecht*, *Meinungen* und *Bedürfnisse* berücksichtigen, *Toleranz*, *Mitsprache*, *Mitbestimmung* und *Mitgestaltung* (Erdmann et al. 2013:97-104). Die frühe Anwendung (Klasse 5) zeigt, wie wichtig das Verständnis für Demokratie in unserer Gesellschaft geworden ist. Die Kinder lernen gerecht und demnach demokratisch zu handeln und zu urteilen. Wörter, wie die oben genannten, werden erläutert und in der Praxis angewendet. Das Selbstverständnis, mit dem die Schlagwörter der Nachkriegszeit genutzt, verbreitet und in das erzieherische Wirken einfließen, zeigen, dass die Sprachlenkung der nach 1945 und in den 1950er Jahren zu einem nachhaltigen Neuverständnis führte. Demokratie wird nun mit jenen Wörtern konnotiert, wie es in der Reeducation vorgesehen war. Der *Sozialismus* gilt nach wie vor als ein Schreckgespenst in der modernen konservativen

Medienlandschaft.³⁶

Bezüglich der Sprache der DDR ließ sich ein sprachlicher Wandel innerhalb der 40 Jahre feststellen. Die gelenkte Sprache drang in alle Einflussbereiche der DDR-Bürgerinnen und Bürger. Noch heute lassen sich typische DDR-Wörter im Alltag des östlichen Teils der Bundesrepublik hören. Es kann allerdings nicht von einem vollzogenen Sprachwandel gesprochen werden, da viele Menschen die Zeit der SED-Diktatur noch direkt miterlebten und manche Wörter in ihrem Sprachgebrauch erhalten geblieben sind. Auch Kinder, die um die Wendezeit geboren worden sind, benutzen manche Wörter, die ihre Eltern aus der DDR noch kennen (Beispiele: *Kaufhalle* oder *Broiler*), allerdings nimmt der Gebrauch dieser Wörter stetig ab. Die DDR-Sprache wurde hingegen der Sprache der Demokratisierung nicht weiter gefördert und wird heute nicht als selbstverständlicher Wortschatz vorausgesetzt um zu einer Gemeinschaft dazu zu gehören. Dies bedeutet, dass Sprachlenkung nur dann zum Sprachwandel beitragen kann, wenn die Wörter der Sprachlenkung weiter genutzt, gefördert und wiederholt werden, wie im Fall des Reeducation-Wortschatzes deutlich wurde. Es bleibt abzuwarten, ob die dritte oder vierte Generation der DDR-BürgerInnen Begriffe jener Zeit noch selbstverständlich anwendet. Da diese spezifische Sprache allerdings nicht mehr gefördert und über Medien und Schule aktiv transportiert wird, kann vermutet werden, dass diese Form der Sprachlenkung nicht in den sprachlichen Wandel einfließt. Es bleibt höchstwahrscheinlich eine sprachliche Einzigartigkeit, ein zeittypischen Phänomen, wie Antje Buer bereits über die Wendesprache referierte. Diese Überlegung zu überprüfen, könnte Gegenstand weiterer sprachwissenschaftlicher Untersuchungen sein.

³⁶ Vgl. beispielsweise: Wolf Lepenies: Der alte Traum vom »Sozialismus des Südens«, Kommentar auf Welt-Online vom 13.3. 2015, aus: <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article138229309/Der-alte-Traum-vom-Sozialismus-des-Suedens.html> (letzter Zugriff 20.03. 2015).

Bibliographie

- ALTHAUS, HANS PETER (1980): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen: Niemeyer.
- AMBROSIUS, GEROLD (1977): Die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft in Westdeutschland 1945-1949. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- BUCERIUS, GERD (1947): Hintergründe eines Wirtschaftswunders. Ein Beitrag zum Fall Schacht. In: Die Zeit vom 3.5. 1947.
- BUER, ANTJE (2006): »Sprache in der DDR« und »Sprache der Wende« als Gegenstandsbereich der Sprach- und Politikforschung. Universität Essen (unter: http://www.linse.uni-due.de/linse/esel/arbeiten/DDR_und_Wende.pdf, S. 1-35 (letzter Zugriff: 05.03. 2015).
- DAVIES, EDITH SIEMS (1981): Der britische Beitrag zum Wiederaufbau des deutschen Schulwesens von 1945 bis 1950 (Zeitzeugenbericht). In: Manfred Heinemann (Hrsg.): Umerziehung und Wiederaufbau. Die Bildungspolitik der Besatzungsmächte in Deutschland und Österreich (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, Bd. 5). Stuttgart: Klett-Cotta, S. 140-152.
- ERDMANN, ASTRID U.A. (2013): Leben leben 1 (Ethik, Gymnasium). Ausgabe Sachsen, Stuttgart: Ernst Klett, S. 97-104.
- FALKENBERG, GABRIEL (1989): Zur Begriffsgeschichte der deutschen Spaltung zwischen Deutschem Reich und zwei Deutschen Republiken. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20, H. 64, S. 3-22.
- FORBERG, FELIX (2012): Ostdeutsch für Anfänger. Artikel vom 15.8. 2012, aus: <http://www.dw.de/ostdeutsch-für-anfänger/a-15966836> (letzter Zugriff: 4.3. 2015).
- FÖRSTER, UWE (1994): Wörter des Jahres 1993. In: GfdS (Hrsg.): Wörter und Unwörter, Bd. 2. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache, Niedernhausen/Ts.: Falken-Verlag, S. 7-25.
- Frischer Wind in alten Gassen.* R.: Fritz Peter Buch. Westdeutschland 1951.
- Gesellschaft für deutsche Sprache (1994): »Wörter des Jahres« - von gestern und heute. In: GfdS (Hrsg.): Wörter und Unwörter, Bd. 2. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache, Niedernhausen/Ts.: Falken-Verlag, S. 26-37.
- Gesellschaft für deutsche Sprache (Homepage) : <http://gfds.de/aktionen/wort-des-jahres/> (letzter Zugriff: 4.3. 2015).
- HEINEMANN, MARGOT (1998): Sprachliche und soziale Stereotype. (= Forum Angewandte Linguistik, Bd. 33). Frankfurt/Main: Verlag Lang.
- HEYM, STEFAN (1977): Je voller der Mund, desto leerer die Sprüche. Leben mit der aktuellen Kamera. In: stern vom 10.2. 1977.
- LEONARD, RUDOLF (1947): Titelzeile - VORWÄRTS. Berlin (Ost) vom 7.10.

1947.

- MÜLLER, GERHARD (1994): »Besserwessi« und »Jammerossi«, »Buschzulage« und »Kohlonie«. Reizwörter im vereinigten Deutschland. In: GfdS (Hrsg.): Wörter und Unwörter, Bd. 2. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache, Niedernhausen/Ts.: Falken-Verlag, S. 34-52.
- SHELLENBERG, WILHELM (2014): *Thüringer Bachforelle nach Moskauer Art*. Über Speisekarten einer »deutschen Republik« die vor einem Vierteljahrhundert zu Ende ging... .In: Der Sprachdienst 58 ,S. 51-63.
- SCHILD, JOACHIM (1987): Zum Sprachwandel in der deutschen Literatursprache des 16. Jahrhunderts. Studien – Analyse – Probleme. Berlin: Akademie-Verlag.
- SCHLOSSER, HORST D. (1993): Von Reden und Schweigen in Ost und West. Sprachliche Folgen der unbewältigten deutschen Teilung. In: GfdS (Hrsg.): Wörter und Unwörter, Bd. 1. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache, Niedernhausen/Ts.: Falken-Verlag, S. 143-151.
- STÖTZEL, GEORG (1994): Die frühe Nachkriegszeit. In: Georg Stötzel/Martin Wengeler: Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: De Gruyter S. 19-34.
- WENGELER, MARTIN (1994): »Der alte Streit ›hier Marktwirtschaft dort Planwirtschaft‹ ist vorbei«. Ein Rückblick auf die sprachlichen Aspekte wirtschaftlicher Diskussionen. In: Georg Stötzel/Martin Wengeler: Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: De Gruyter , S. 36-91.
- WOOLFOLK, ANITA (2008): Pädagogische Psychologie. 10. aktualisierte Auflage, München: Pearson.